

rende Tradition der Sieben-Köpfe-Kampfschriften und -Flugblätter<sup>712</sup> dienen wohl als Modell für tierische Frauenvergleiche, die hier in der weiblichen Dämonisierung kulminieren. Weil die ‚böse Sieben‘ mit keinem Geringeren als dem Teufel im Bunde steht, muss der „fromme[] Christ“ sich folglich von ihr hüten.

Im Jahre 1719 erscheint gar ein Band mit dem Titel *Die Entlarvte Böse Siebene, das ist/ Kurtze Lebens-Beschreibung Einer liederlichen und bösen Frauen* (1719),<sup>713</sup> in welchem die „Quaal und so zu reden Höllen-Pein“ vorgestellt wird, die „ein Mann auszustehen hat, der einen liederlichen und bösen Ehegatten an seine Seite bekommen [...] ein Unkraut oder eine solche böse Siebene“.<sup>714</sup> Frauen, die der normativen Vorstellung der Frühen Neuzeit zuwiderlaufen, werden als ‚teuflich‘ abgewertet und lexikal als ‚böse Sieben‘ gebannt.

## 5 Bildung – ‚Dumme‘ Waschweiber und prätentöse *feminae doctae*

Die tradierte Auffassung, wonach Platon Männer mit ‚Kultur‘, Frauen hingegen mit ‚Natur‘ gleichsetzte und sein Schüler Aristoteles den Frauen mangelnden Verstand unterstellte,<sup>715</sup> stieß in der Frühen Neuzeit zunehmend auf Widerstand.<sup>716</sup> Während in Italien und Frankreich mit Christine de Pizan (1364–1429) und Moderata Fonte (1555–1592) bereits früh weibliche Stimmen die scheinbar ‚natürliche‘ intellektuelle Vorherrschaft der Männer in Zweifel zogen, prangerte im Alten Reich erst die zu Köln geborene Anna Maria van Schurman (1607–1678) die Bildungsdiskriminierung in ihrem Plädoyer für weibliche Gelehrsamkeit

<sup>712</sup> Vgl. etwa Johannes Cochlaeus' siebenköpfige Darstellung Luthers (1529) sowie die anonyme Flugschrift über „Das sibenhabtig Papstier“ (1543).

<sup>713</sup> [Anon.:] *Die Entlarvte Böse Siebene, das ist/ Kurtze Lebens-Beschreibung Einer liederlichen und bösen Frauen/ Denen heut zu Tage über alle Massen liederlichen und bösen Weibes-Personen zur Besserung/ und der gantzen Welt zum Abscheu wohlmeynend an den Tag gelegt*. Leipzig 1719. – Zu dieser Satire siehe Kap. IV.3.

<sup>714</sup> Ebd., Fol. A2r.

<sup>715</sup> Siehe dazu synthetisch Holland: *Misogynie*, S. 47–56, sowie Susan Moller Okin: *Women in Western Political Thought*. Princeton 1979, bes. S. 15–96.

<sup>716</sup> Vgl. den Sammelband *Geschlechterstreit am Beginn der europäischen Moderne*. Hg. von Engel, Hassauer sowie außerdem Elisabeth Gössmann: *Einleitung. Die Gelehrsamkeit der Frauen im Rahmen der europäischen Querelle des Femmes*. In: *Das Wohlgelehrte Frauenzimmer. Archiv für Philosophie- und Theologiegeschichtliche Frauenforschung*, Bd. 1. Hg. von Elisabeth Gössmann. 2., überarb. und erw. Aufl. München 1998, S. 9–31.

an:<sup>717</sup> *De capacitate ingenii muliebris ad scientias*, ‚Über die Eignung des weiblichen Verstandes für die Wissenschaften‘ (1638).<sup>718</sup>

Trotz der humanistischen Aufwertung der *eruditio*, die, in reduziertem Maße, auch weibliche Bildung einschloss, zweifelten viele Männer des 16. Jahrhunderts an den geistigen Voraussetzungen der Frauen. So war auch Martin Luther noch überzeugt, dass Frauen weniger Verstand hätten als Männer.<sup>719</sup> Der Staatstheoretiker Jean Bodin stützte seine misogynen Ansichten auf den angeblich wissenschaftlichen Befund des durchschnittlich größeren Kopfumfangs der Männer, weshalb diese „auch mehr Hirns/ Verstands vnnd Weißheit dann die Weibsbilder“ hätten.<sup>720</sup> Dennoch brachten die humanistischen Bildungsbestrebungen einen neuen Frauentypus hervor, der nicht nur in der Romania und in England, sondern sukzessive auch im Alten Reich zum humanistischen Aushängeschild wurde: die *femina docta*.<sup>721</sup> Dass die ‚gelehrten Frauen‘ eine Herausforderung für die Geschlechter- und damit die Gesellschaftsordnung implizierten, hat Erasmus von Rotterdam (um 1466–1536) in seinem Dialog *Abbatis et Eruditae* (1524) aus den an Lukian angelehnten *Colloquia familiaria* reflektiert.<sup>722</sup> Der Abt Antronius, der Bildung für ‚unweiblich‘ erachtet, selbst jedoch lieber den Müßiggang genießt als Griechisch und Latein zu studieren, unterhält sich darin mit der gebildeten Magdalia und eröffnet ihr seine sentenzhaften Ansichten:

---

**717** Freilich kam der Begriff der ‚Bildung‘ im Sinne von „geistig-seelische Formung des Menschen, Erziehung“ erst Mitte des 18. Jahrhunderts auf und löste den im 17. Jahrhundert geläufigen Begriff der ‚Gelehrsamkeit‘ ab (EWD, Bd. 1, S. 174).

**718** Zur „phänomenalen Gelehrten“ siehe Brita Rang: In Distanz zur Moderne: Die gelehrte Anna Maria van Schurman (1607–1678). In: *Querelles*. Jahrbuch für Frauenforschung 1996, Bd. 1: Gelehrsamkeit und kulturelle Emanzipation. Hg. von Angelika Ebrecht u. a. Stuttgart, Weimar 1996, S. 23–47, hier S. 23f.

**719** Vgl. dazu Karant-Nunn, Wiesner-Hanks (Hg.): *Luther on Women*.

**720** Jean Bodin: Vom aussgelaßnen wütigen Teuffelsherr. Übers. von Johann Fischart. Vorwort Hans Biedermann Straßburg 1591. Nachdruck Graz 1973, S. 266.

**721** Vgl. dazu überblickshaft Erich Kleinschmidt: Gelehrte Frauenbildung und frühneuzeitliche Mentalität. In: *Res publica litteraria*. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit. Bd. 2. Hg. von Sebastian Neumeister, Conrad Wiedemann. Wiesbaden 1987, S. 549–557, Wolfgang Schibel: „Geziemt es dem weiblichen Geschlecht, heidnische Autoren zu lesen?“ Humanismus und Frauenbildung in der frühen Neuzeit. In: *Der Altsprachliche Unterricht* 35.6 (1992), S. 37–52. – Allerdings galt weibliche Gelehrsamkeit den Humanisten nicht als „humaner Selbstzweck“, vielmehr diente sie „einem repräsentativen, gesellschaftlich funktionalisierbaren Prinzip“ (Kleinschmidt: *Gelehrte Frauenbildung*, S. 553).

**722** Erasmus von Rotterdam: *Abbatis et Eruditae*. Der Abt und die gelehrte Frau. In: ders.: *Ausgewählte Schriften*. 8 Bde. Hg. von Werner Welzig. Bd. 6: *Colloquia familiaria*. Vertraute Gespräche. Übersetzt, eingel. und mit Anm. versehen von Werner Welzig. Darmstadt 1967, S. 252–265. Im Folgenden Seitenangaben direkt im Text.

Verstand haben ist nicht Sache der Frau. [...] Die Bücher entziehen den Frauen viel von dem Hirnschmalz, von dem sie an sich zu wenig haben. [...] Immerhin möchte ich keine gelehrte Frau. [...] Ich habe allenthalben oft sagen gehört, daß eine weise Frau doppelt dumm sei. [...] Ich weiß nicht, wie es kommt, daß die Wissenschaften so wenig zur Frau passen wie der Sattel zum Ochsen[.] (252–263)

Doch die misogynen Vorurteile des Abtes tangieren Magdalias Bildungseifer kaum, im Gegenteil: Weil Zeiten sich änderten und nunmehr gar „ein ungebildeter Abt [k]ein seltener Vogel“ mehr sei, fänden sich mittlerweile auch gelehrte Frauen, „die es mit jedem Mann aufzunehmen vermögen. In England gibt es solche im Hause des Morus, in Deutschland in den Familien Pirckheimer und Blarer“ (262f.). Das Gespräch – in den Dialogpartnern sind wohl die Reformatorin Argula von Grumbach<sup>723</sup> und der Bischof von St. Asaph, Henry Standish, verschlüsselt<sup>724</sup> – stieß bei großen Teilen des zeitgenössischen Publikums auf Ablehnung. Sie galt sowohl der negativen Zeichnung eines dümmlichen Klerus als auch der belehrenden Rolle einer Frau.<sup>725</sup> Auch in der Forschung hat das ‚vertraute Gespräch‘ für Kontroversen gesorgt, umstritten ist besonders der ambivalente Schluss des Dialogs:

MAGDALIA: [...] Wenn Ihr nicht auf der Hut seid, wird es noch so weit kommen, daß wir in den theologischen Schulen den Vorsitz führen, in den Kirchen predigen und Eure Mitren in Beschlag nehmen.

ANTRONIUS: Das möge Gott verhüten.

MAGDALIA: Es wird an Euch liegen, das abzuwenden. Denn wenn Ihr so weitertut wie bisher, werden eher die Gänse predigen, als daß man Euch stumme Hirten länger erträgt. Ihr seht, daß die Bühne sich wandelt. Entweder muß man abtreten oder seine Rolle spielen.<sup>726</sup> (262–265)

---

**723** So die These von Barbara Mahlmann-Bauer: „Gender“ – eine Kategorie bei der Analyse theologischer Streitschriften von Frauen, oder: Sind die vereinzelter Autorinnen der Reformationszeit „subalterne“? In: Streitkultur und Öffentlichkeit im konfessionellen Zeitalter. Hg. von Henning P. Jürgens, Thomas Weller, Göttingen 2013, S. 179–214, bes. S. 201. – Nach traditioneller Ansicht stand Margret More, die Tochter des Erasmus-Freundes Thomas Morus, Patin für Magdalia, siehe dazu auch Martin Schmeisser, Gideon Stiening: Positive oder negative Utopie? Das ambivalente Bild der femina docta in Erasmus' Colloquium *Abbatis et Eruditae*. In: Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur. Festschrift für Hanspeter Marti zum 65. Geburtstag. Hg. von Reimund B. Szduj, Robert Seidel, Bernd Zegowitz. Wien u. a. 2012, S. 14–33, S. 15.

**724** Siehe dazu Preserved Smith: A Key to the Colloquies of Erasmus. New York 1969, S. 27.

**725** Vgl. Werner Welzig: Einleitung. In: Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften. 8 Bde. Hg. von Werner Welzig. Bd. 6: Colloquia familiaria. Vertraute Gespräche. Übersetzt, eingel. und mit Anm. versehen von Werner Welzig. Darmstadt 1967, S. VII–XXVII, bes. XII–XIII.

**726** Der Gehalt des Dialogs ist unterschiedlich bewertet worden: Während die ältere Forschung in der Kontrastierung des ungebildeten Abtes mit der gebildeten Frau die Kleruskritik lediglich prononciert sah, stellte Ursula Hess die Einforderung eines unbedingten weiblichen Bildungs-

Wenn Männer aufgrund selbstgefälliger Faulheit und Desinteresse in Unbildung verharrten, so die Schlussfolgerung Magdalias, könnten gebildete Frauen eine Umwälzung der herrschenden Gesellschaftsordnung herbeiführen. Indem Magdalia die Zukunftsvision predigender Frauen aufruft, artikuliert sie zwar das strukturverändernde Potenzial weiblicher Bildung. Weil sie den Abt aber gleichzeitig an seine ‚Rolle‘ im Welttheater erinnert, zeigt sich, dass der Dialog weniger ein Plädoyer für weibliche Machtübernahme, sondern vielmehr für humanistische Bildung und rollen- bzw. genderkonformes Verhalten ist. So sehr Erasmus in seinen Schriften Frauenbildung zwar ausdrücklich begrüßte, so sehr schränkte er sie doch primär auf den Zweck ein, „gute“ christliche Ehefrauen und Kindererzieherinnen hervorzubringen.<sup>727</sup> Obwohl eine Deutung der ‚Frauen auf den Kanzeln‘ als ausschließlich positive Utopie als „nicht haltbar“ abgelehnt wurde,<sup>728</sup> eröffnete die literarische Faktizität der gebildeten Frau, unabhängig von Erasmus’ Wirkungsintention, dennoch ein wirkmächtiges identifikatorisches Angebot für Frauen.<sup>729</sup> So avancierte der Dialog, wie Barbara Mahlmann-Bauer gezeigt hat, „zum Schibboleth engagierter Frauen [...], die Anliegen der Kirchen- und Frömmigkeitskritik mit der Frage nach mehr Mitspracherechten und Handlungsspielräumen für ihr Geschlecht verbanden“.<sup>730</sup> Erasmus’ Dialog legt nahe: Der weibliche Intellekt, der den Anspruch auf weibliche Bildung zu impli-

---

anspruchs der Humanisten heraus, vgl. Ursula Hess: Lateinischer Dialog und gelehrte Partnerschaft. Frauen als humanistische Leitbilder in Deutschland (1500–1550). In: Deutsche Literatur von Frauen. Hg. von Gisela Brinker-Gabler. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. München 1988, S. 113–148, bes. S. 115–117. Zur Kontroverse siehe Martin Schmeisser, Gideon Stiening: Positive oder negative Utopie, die auf die lediglich ‚relativen‘ emanzipatorischen Vorstellungen Erasmus’ verweisen und eine Deutung als ‚positive Utopie‘ ablehnen. Weiter ging allerdings bereits Drexel: Weiberfeinde, S. 381, die die Funktion des Dialogs darin sieht, „die männliche Führungsschicht vor dem Zusammenbruch der gesellschaftlichen Ordnung zu warnen und sie aufzufordern, dagegen aktiv zu werden“.

**727** Indem Erasmus die *studia humanitatis* und alle *artes liberales* in sein Verständnis der Frauenbildung miteinschloss, ging er über Forderungen, wie sie sein Schüler Juan Luis Vives (1492–1540) popularisieren sollte, hinaus. Ziel war jedoch, „ihr Haus zu einer Zelle der ‚philosophia Christi‘, zu einem Hort christlicher Lebensführung werden zu lassen, alle Hausgenossen, Kinder wie Gesinde, soll[t]en davon profitieren“, siehe dazu Christine Christ-von Wedel: Erasmus von Rotterdam. Anwalt eines neuzeitlichen Christentums. Münster 2003, S. 226–242, hier S. 238. Zur humanistischen Frauenbildung vgl. außerdem Kleinschmidt: Gelehrte Frauenbildung und frühneuzeitliche Mentalität sowie Becker-Cantarino: Der lange Weg zur Mündigkeit, bes. S. 149–154.

**728** Schmeisser, Stiening: Positive oder negative Utopie, S. 23.

**729** So argumentieren Schmeisser, Stiening: ebd. lediglich aus produktions-, nicht aber aus wirkungsästhetischer Sicht.

**730** Mahlmann-Bauer: „Gender“ – eine Kategorie bei der Analyse theologischer Streitschriften von Frauen, S. 188.

zieren scheint, birgt die Gefahr einer Umstürzung der Gesellschaftsordnung. Die ‚gelehrte‘, vor allem jedoch die ‚(be)lehrende Frau‘ fordert die patriarchalisch geprägten Machtstrukturen heraus.<sup>731</sup>

Die Herabsetzung weiblicher Rede gehört zu den wirkmächtigen Traditionslinien der abendländischen Kultur. Schon Homers Telemachos heißt seine Mutter Penelope zu schweigen und verweist sie in eine untergeordnet-häusliche Sphäre, wenn er befiehlt:

Du aber gehe ins Haus und besorge die eignen Geschäfte,  
Spindel und Webstuhl, heiß deine dienenden Frauen, sie sollen  
Auch ins Geschäft sich begeben; die Rede ist Sache der Männer,  
Aller, vor allem die meine! Denn mein ist die Macht hier im Hause.<sup>732</sup>

Während Männern große Reden gelingen, gelten Frauen in der misogynen Literatur als topisch ‚dummlich‘ und ihre Rede als ‚schwatzhaft‘.<sup>733</sup> Männer ‚disputieren‘, Frauen ‚schwätzen‘, ‚keifen‘ und ‚tratschen‘.<sup>734</sup> Bereits der griechische Komödiendichter Xenarchos (4. Jh. v. Chr.) bediente das Klischee weiblicher

---

**731** Tatsächlich wurde weibliche Gelehrsamkeit zeitgenössisch als legitimatorisches Argument weiblicher Herrschaft angeführt, siehe dazu Jutta Schwarzkopf: Die weise Herrscherin. Gelehrsamkeit als Legitimation weiblicher Herrschaft am Beispiel Elisabeths I. von England (1558–1603). In: Nonne, Königin und Kurtisane. Wissen, Bildung und Gelehrsamkeit von Frauen in der Frühen Neuzeit. Hg. von Michaela Hohkamp, Gabriele Jancke. Königstein/Taunus 2004, S. 153–177.

**732** Hom. Od. 1, 356–359 (Homer: Odyssee. Griechisch–deutsch. Übertragen von Anton Weiher. Mit Urtext, Anhang und Registern. Einführung von A. Heubeck. 14. Aufl. Berlin 2013). Auf die Szene verweist auch Mary Beard: Frauen und Macht. Ein Manifest. Aus dem Englischen von Ursula Blank-Sangmeister unter Mitarbeit von Janet Schüffel. 3. Aufl. [2017] 2018, S. 13f. Kritisch dazu allerdings Beate Wagner-Hasel: Penelopes ‚Wohnzimmer‘. Polemische Anmerkungen zu Mary Beards Streitschrift „Frauen & Macht“. In: Historische Anthropologie 26.3 (2018), S. 414–421, die die unterschiedlichen Arbeits- und damit verbundenen ‚Kompetenzbereiche‘, die Männern und Frauen in der Antike zustanden, hervorhebt.

**733** Dies trifft selbstverständlich nicht auf sämtliche Frauenreden der abendländischen Tradition zu. Dieser jedoch eine diesbezügliche Tendenz nachzusagen, ist weniger monoperspektivische Verkürzung als vielmehr Offenlegung einer strukturellen Hierarchisierung, der unterschiedliche ‚Kompetenzbereiche‘ im Sinne eines subsidiären Prinzips nicht entgegenstehen.

**734** Bereits Semonides und Juvenal thematisieren weibliche Rede in ihren Satiren, die sich bei Semonides in der ‚keifenden Hundefrau‘ und bei Juvenal in der Schwatzhaftigkeit zeigt, dazu siehe Kap. II.4. – So unterscheidet Boccaccio in seiner Schmähschrift *Corbaccio* (um 1365) dezidiert zwischen männlichem und weiblichem Sprechen. Während Frauen im Modus des *berlingare* (‚tratschen‘) und *cinguettare* (‚zwitschern‘/‚plappern‘) reden, wird das als gelehrt supponierte männliche Sprechen als *ragionare* (‚argumentieren‘/‚vernünftig reden‘) bereits lexikalisch erhöht. Das Verb *ragionare* kommt in Bezug auf weibliches Sprechen im *Corbaccio* nicht vor, vgl. dazu Maier: Zu Boccaccios Invektive und Makles Übersetzung, bes. S. XXIV.

Geschwätzigkeit, wenn er mit einem Tiervergleich ironisch klagte: „Sind die Zikaden nicht glücklich, deren Frauen überhaupt keine Stimme besitzen?“<sup>735</sup> Die verhängnisvolle Weisung (1Kor 14, 34–35), die Paulus von Tarsus an die Gemeinde in Korinth (um 54 n. Chr.) richtete, sollte weibliche Rede in außerhäuslichen Kontexten für Jahrhunderte diskreditieren.<sup>736</sup> In der spätkarolingischen Georgskirche der Bodensee-Insel Reichenau findet sich das ‚geschwätzige Wesen‘ der Frauen gar in einem Fresko (14. Jh.) verewigt [Abb. 43]: Auf einer von Teufeln gespannten Kuhhaut werden die „tvmben wibvn“ gescholten, die nichts als „plapla gvsprochvn“ hätten und sich spätestens vor dem jüngsten Gericht dafür rechtfertigen müssten.<sup>737</sup>

Angesichts einer zunehmenden Frauengelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit avancierte die satirische Schelte solcher Frauen, die ihre ‚Stimme‘ erhoben, zum literarischen Bollwerk gegen gesellschaftliche Veränderung: Indem der auf die Antike zurückgehende misogynie Topos der Geschwätzigkeit, das aristotelische Postulat weiblicher Unvernunft sowie das paulinische Schweigegebot mit dem zeitgenössischen Unbehagen an der *femina docta* verwoben wurde, zeigte sich Frauen(pseudo)gelehrtheit synkretistisch als negative Weiblichkeit. So brachte der Opitz-Antipode Georg Rodolf Weckherlin seine Bedenken angesichts weiblicher Bildung gar mit freundlichem Gestus vor, in seiner *meinung wie ein Weib zu wöhlen* (1619):

So darf Sie auch nicht sein gelehrt/  
 Vil weniger sprachen studieren;  
 Der verstand des weibs ist vil wehrt/  
 Der gnug ist Jhr hauß gnug zuzieren:  
     Die nur ein solches gespräch hab  
 Als ein köstliche Gottes gaab;

**735** Fragmenta Comicorum Graecorum. 5 Bde. Hg. von August Meineke. Berlin 1839–1857. Bd. 3: Fragmenta poetarum comoediae mediae continens. Berlin 1840, S. 625, dt. Übers. nach Hobert: Die französische Frauensatire, S. 160. – Eine (unvollständige) Aufstellung antiker Belegstellen zur weiblichen Schwatzhaftigkeit bietet Hobert: ebd., S. 345.

**736** Vgl. 1Kor 14, 34–35: „EWer Weiber lasset schweigen vnter der Gemeine/ Denn es sol jnen nicht zugelassen werden/ das sie reden/ sondern vntherthan sein/ Wie auch das Gesetz saget. Wollen sie aber etwas lernen/ so lasset sie da heim jre Menner fragen. Es stehet den Weibern vbel an/ vnter der Gemeine reden“.

**737** Siehe dazu Monika Spicker-Beck: Klosterinsel Reichenau. Kultur und Erbe. Fotos von Theo Keller. Stuttgart 2001, zu St. Georg in Oberzell vgl. S. 82–92, zur ‚Kuhhaut‘ ebd., S. 84f. Der auf der Kuhhaut zu lesende Text lautet: „Ich will hie scriben von disen tumben wiben: was hie wirt plapla gesprochen das wirt alles wohl geraht, so es wirt alles fur den rihter braht“.



**Abb. 43:** Nichts als „plapla“: Teuflische Schwätzerinnen. Fresko in der Georgskirche, Bodensee-Insel Reichenau, 14. Jahrhundert.

Vnd mehr nicht dan mein thun vnd lassen  
(Als mein spiegel) in sich thu fassen.<sup>738</sup>

Die an italienische *novenari* angelehnten Verse, deren letzte Betonung jeweils auf die achte Silbe fällt, sprechen sich für potenzielle Ehefrauen aus, deren begrenzter „verstand“ nur insofern „vil wehrt“ sei, als er zur Zierde wie zur Selbstvergewisserung des Ehemannes („mein spiegel“) diene. Gelehrsamkeit ist für die Ehefrau der Wahl nicht etwa ein unnötiger Zusatz, sondern explizit unerwünscht („darf [...] nicht“), weil kontrastiv zur „köstliche[n] Gottes gab“. Der Versuch, Frauen von Bildung fernzuhalten und auf eine untergeordnete Position festzulegen, deutet allerdings auch auf die gesellschaftliche Brisanz und das Störpotenzial gelehrter Frauen hin. Im Folgenden sollen zunächst Bildungschancen von Frauen im 17. Jahrhundert beleuchtet werden, um vor diesem Hintergrund die satirische Schelte weiblicher Bildung zu sichten, die sich paradoxerweise sowohl gegen ungebildete als auch gebildete Frauen wendet und ständische, dann zunehmend antifranzösische Ausprägungen zeigt.

<sup>738</sup> Georg Rodolf Weckherlin: Meine meinung wie ein Weib zu wöhlen. In: ders.: Oden und Gesänge. 2 Bde. Stuttgart 1619, Bd. 2, Nr. 31, S. 105–109, hier S. 107, V. 41–48.

## 5.1 Frauenbildung im 17. Jahrhundert

Dass Mädchen und Frauen bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert „von allen Erziehungsinstitutionen, die geistige Bildung und berufliche Befähigung vermittelten, wie die Lateinschulen und Universitäten, ausgeschlossen“ waren, markiert die enge Begrenzung, die Frauenbildung in der Frühen Neuzeit erfuhr.<sup>739</sup> Zwar war im 16. Jahrhundert das Bild der ‚gelehrten Frau‘ von den deutschen Humanisten geradezu forciert worden – wohl auch um an das europäische Phänomen der *feminae doctae* anzuschließen.<sup>740</sup> Doch obwohl sich im Zuge von Humanismus und Reformation eine rudimentäre Mädchenbildung etablierte, war diese maßgeblich darauf ausgerichtet, Frauen auf ihre Rolle als christliche Hausfrau und Mutter vorzubereiten.<sup>741</sup> Um höhere Bildung zu erlangen, standen Frauen lediglich zwei Wege offen: Zum einen eröffnete das Kloster Frauen ein Bildungsangebot, das freilich mit der Reformation – für reformierte Frauen – ohne Ersatz wegfiel.<sup>742</sup> Zum anderen ermöglichten bildungsaffine Familien ihren Töchtern Zugang zu gelehrtem Wissen, wie es etwa der Nürnberger Äbtissin Caritas Pirckheimer (1467–1532), Schwester des Humanisten Willibald, oder der italienischen Gelehrten Olympia Fulvia Morata (1526–1555), Tochter des humanistischen Calvi-

---

**739** Zur frühneuzeitlichen Frauenbildung und -erziehung siehe u. a. Becker-Cantarino: Der lange Weg zur Mündigkeit, S. 149–200, hier S. 149, Kleinschmidt: Gelehrte Frauenbildung und frühneuzeitliche Mentalität, Claudia Opitz: Die Entdeckung der gelehrten Frau. Zur Debatte um die Frauenbildung in Deutschland zwischen 1500 und 1800. In: Schlaglichter der Forschung. Zum 75. Jahrestag der Universität Hamburg 1994. Hg. von Rainer Ansorge. Berlin u. a. 1994, S. 305–319. – Bereits der Sammelband Nonne, Königin und Kurtisane. Wissen, Bildung und Gelehrsamkeit von Frauen in der Frühen Neuzeit. Hg. von Michaela Hohkamp, Gabriele Jancke. Königstein/Taunus 2004 sowie Sabine Koloch: Kommunikation, Macht, Bildung. Frauen im Kulturprozess der Frühen Neuzeit. Berlin 2011 versuchen allerdings, dem Narrativ der „Ausschlussforschung“ (so die Hg. in der Einführung zu Nonne, Königin und Kurtisane, S. 8–16, hier S. 11) entgegenzuwirken.

**740** Dazu siehe auch Hess: Lateinischer Dialog und gelehrte Partnerschaft, bes. S. 124.

**741** So waren „[m]ehr als elementare Kenntnisse im Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen für die Haushaltung [...] für Mädchen nicht vorgesehen. Obwohl protestantische Kreise bis heute auf die Bildungsfreudigkeit der Reformatoren und auf die großen Leistungen des Protestantismus im Erziehungswesen hinweisen, blieben Luther und die Reformation doch, was die Mädchenbildung anbetraf, weit hinter dem Bildungsprogramm der Humanisten zurück“ (Becker-Cantarino: Der lange Weg zur Mündigkeit, S. 152). Dazu siehe auch Lyndal Roper: The Holy Household. Women and Morals in Reformation Augsburg. Oxford 1989.

**742** Insofern ist der Protestantismus für die Frauenbildung auch als Verlustgeschichte gelesen worden, vgl. etwa Becker-Cantarino: Der lange Weg zur Mündlichkeit, bes. S. 149–170, sowie rezent (und weniger kritisch) Anne Conrad: Das helle Licht der Wahrheit? Klosteraustritte in der Reformationszeit in geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Glaube und Geschlecht – Gender Reformation, S. 197–216.



nisten Pellegrino Moretto, zuteilwurde, die in Heidelberg Griechisch und Latein unterrichtete.<sup>743</sup> Auch die dem böhmischen Späthumanismus angehörende Elisabeth Johanna von Weston (1582–1612), der Paul Schede Melissus 1601 den ‚poetischen Lorbeerkranz‘ verlieh, zählt zu jenen humanistischen *feminae doctae*.<sup>744</sup> Ihrer von Georg Martin von Baldhoven (1578–1615) besorgten Werkausgabe neulateinischer Gedichte und Briefe ist abschließend ein „Catalogus doctarvm virginvm et Faeminarum“ beigegeben.<sup>745</sup> Auf elf Oktavseiten werden über sechzig ‚gelehrte Frauen‘ von der Antike bis in die damalige Gegenwart angezeigt,<sup>746</sup> um letztlich in der Nennung Westons zu kulminieren:

---

**743** Zu Morata siehe Volker Honemann: Olympia Fulvia Morata (1526 Ferrara – 1555 Heidelberg). Schreiben in schwierigen Zeiten. In: Ein Platz für sich selbst. Schreibende Frauen und ihre Lebenswelten (1450–1700). A Place of Their Own. Women Writers and Their Social Environments (1450–1700). Hg. von Anne Bollmann. Frankfurt am Main 2011, S. 43–68, sowie Sandra Plastina: L'esilio controriformistico. Un esempio di ‚religionis causa‘: Olimpia Fulvia Morata, un'umanista protestante. In: Bollettino di italianistica 8.2 (2011), S. 116–130.

**744** Dennoch ist die neulateinische Dichterin in der deutschen Forschung wenig bekannt, vgl. Wilhelm Kühlmann: [Art.] Weston, Elisabeth Johanna von. In: KILLY, Bd. 12, S. 348, sowie allerdings würdigend Wolfgang Schibel: *Westonia poetria laureata*. Rolle, Schicksal, Text. In: Lateinische Lyrik der Frühen Neuzeit. Hg. von Beate Czapla, Ralf Georg Czapla, Robert Seidel. Tübingen 2003, S. 278–303. – Eine lateinisch-englische Neuausgabe liegt vor: Elizabeth Jane Weston: Collected Writings. Hg. und übers. von Donald Cheney, Brenda M. Hosington. Toronto, Buffalo, London 2000.

**745** Catalogus doctarvm virginvm et Faeminarum. In: Parthenicon Elisabethae Ioannae Westoniae, Virginitis nobilissimae, poetriae florentissimae, linguarum plurimarum peritissimae. Opera ac studio [Georg] Mart[inum] à Baldhoven, Sil[esius] collectus; & nunc denuò amicis desiderantibus communicatus. Prag 160[8?], Fol. F3r–F8r.

**746** Vgl. ebd. Der Katalog beginnt mit der alttestamentlichen Prophetin Debora, der mythologischen Minerva/Athene und den literarischen Corinnen Ovids. Es folgen die griechischen Dichterinnen Erinna und Sappho. Als *antike Gelehrte* werden genannt die griech. Philosophin Aspasia, die griech. Dichterin Cleobulina, die griech. Mathematikerin Hypatia, die griech. Philosophin Leontion, die griech. Dichterin Praxilla Sicyonia, die griechische Dichterin Phemonoe, die spätantike Philosophin Sosipatra, die mythologische Priesterin Theano, die Königin von Palmyra Zenobia, die Prophetin Manto, die Göttin der Weissagung Nicostrata (röm. Carmenta), die griechische Philosophin Themistoclea, die Königin Istrina, die Cumäische Sibylle Amalthea, Damophila, Lastheneia, Mycale, die Philosophinnen Diotima und Aspasia, die gelehrte Arete, die Tochter des Pythagoras Dama, Thargelia, Musca, Charixena, Myro, Agallis von Corycena, die Dichterin Telesilla, die Philosophin Hipparchia, die Priamus-Tochter Cassandra, Luceja Mima, die *Heilige* (und von Hieronymus gelobte) Fabiola von Rom (4. Jh.) und die *Märtyrerin* Marcela von Rom (4./5. Jh.), die Gracchen-Mutter Cornelia, die Tochter des röm. Konsuls Gaius Laelius Laelia, die Tochter des Redners Hortensius, die Töchter von Lucius Licinius Crassus, die Töchter von Q. Mucius Scaevola, Cornificia, die Frau des römischen Dichters Statius Claudia, die Frau des römischen Dichters Lukan Polla Argentaria, die Heilige Eustochium (368–419/20), die röm.-christl. Dichterin Valeria Faltonia Proba, die Frau des oströmischen Kaisers Arcadius

Elisabetha Johanna Westonia, Angla, nunc Johannis Leonis in Aula Caesarea Pragae Agentis uxor, hisce et alijs scriptis ac linguarum aliquot peritia clara.<sup>747</sup>

Wenn die Dichterin in einer bis auf das Alte Testament und die antike Mythologie zurückreichende Genealogie weiblicher Gelehrsamkeit verortet wird, zeigt sich einerseits insofern der Legitimationsdruck humanistisch ambitionierter Frauen, als ein ‚Frauenkatalog‘ zwangsläufig die Ungleichheit von männlichen und weiblichen Gelehrten verbürgte;<sup>748</sup> andererseits rechtfertigt die Einschreibung in eine antike Traditionslinie den weiblichen Anspruch auf humanistische Bildungsteilhabe.

Obwohl immer wieder betont wurde, dass es „durch die gesamte frühe Neuzeit hindurch zu keiner wirklichen Verbesserung der Frauenbildung gekommen“ sei,<sup>749</sup> ist Sabine Koloch beizupflichten, wenn sie trotz der fehlenden Institutionalisierung weiblicher Bildung darauf hinweist, dass der „Anstieg der Lesefähigkeit von Frauen [...], das Bildungsangebot des Buchmarktes [...], das Eindringen von Frauen in den Bildungssektor [...], die frauenbezogene Bildungsarbeit von Männern [...] und die Aufnahme von gebildeten Frauen in Sozietäten“ dazu führten, dass „im 18. Jahrhundert mehr Frauen als je zuvor [...] über höhere Bildung verfügten“.<sup>750</sup> In der Frühen Neuzeit gab es folglich, so Koloch, „wesent-

---

Aelia Eudoxia (um 380–404), die Heilige Katharina von Alexandrien. – Dann zu den *mittelalterlichen Frauen*: Genannt werden die Prinzessin Johanna von England (1165–1199), die Mutter von Karl Martell Chalpaida (?), anachronistisch eingeschoben die heilige Anastasia. Darauf folgen die *humanistischen Gelehrten* Ginevra Nogarola (1419–1465), Costanza Varano (1428–1460), ihre Tochter Battista Sforza (1445–1472), anachronistisch eingefügt die Benediktinerin Elisabeth von Schönau (1129–1164), die ital. Renaissancedichterin Battista Malatesta (1384–1448), die Veroneser Gelehrte Isotta Nogarola (1418–1466), die ital. Humanistin Cassandra Fedele (1465–1558), die Humanistin Olympia Fulvia Morata (1526–1555), die Schwestern Anna, Camilla und Lucretia Morel, Anna Melanchthon (1522–1547), die Dichterin Elisabeth Widebram, die Französin Georgette de Montenay, die jung verstorbene Helena Maria Wackeriana von Wackenfels (1598–1607), Katharina Albert aus Böhmen (?), Elisabeth Johanna Weston. – Vgl. zur Aufschlüsselung die angemerkte (allerdings nicht vollständig aufschlüsselnde) Übersetzung in Weston: *Collected Works*, S. 283–303.

**747** *Catalogus doctarvm virginum et Faeminarum*, Fol. F8r.

**748** Zur Problematik solcher Traditionslinien für Frauen siehe Jane Stevenson: *Women and Classical Education in the Early Modern Period*. In: *Pedagogy and Power. Rhetorics of Classical Learning*. Hg. von Yun Lee Too, Niall Livingstone. Cambridge 1998, S. 83–109, zum Katalog siehe S. 85f. – So starb die Melanchthon-Tochter Anna Sabinus im Alter von nur fünfundzwanzig Jahren an der Geburt ihres sechsten Kindes. Die vorletzt genannte Helena Maria Wacker wurde zwar als Wunderkind gepriesen, starb allerdings bereits im Alter von neun Jahren. Ein bedeutendes Werk hat keine der beiden hinterlassen.

**749** Opitz: *Die Entdeckung der gelehrten Frau*, S. 305.

**750** Koloch: *Kommunikation, Macht, Bildung*, S. 6.

lich mehr gelehrte Frauen, als gemeinhin angenommen wird“.<sup>751</sup> Wenngleich die ‚Gelehrtenrepublik‘ grundsätzlich Männern vorbehalten blieb,<sup>752</sup> fanden sich mehrere (durchaus prekäre) Förderer der Frauengelehrsamkeit im Alten Reich. Ein ambivalentes Plädoyer für Frauenbildung erschien etwa 1633 unter dem sprechenden Pseudonym Johann Frawenlob: das Kompendium *Die Lobwürdige Gesellschaft der Gelehrten Weiber*, in welchem über 200 der „fürnembsten gelehrten/ verständigen vnd Kunsterfahrenen Weibspersonen/ die in der Welt biß auff diese Zeit gelebet haben“ in alphabetischer Reihe vorgestellt werden.<sup>753</sup> Weil das „schöne[] fehige[] *Ingenium*“ der Frauen, das „oftmahls viel subtiler[]“ als jenes der Männer sei, als Gottesgeschenk gedeutet wird, sollten Eltern, wie in der Vorrede ausgeführt, ihre Töchter nicht „Müßiggang vnd faulen vnnützem Geschwätz/ groben/ vnchristlichen/ ärgerlichen Reden vnd Narrentheidungen“ überlassen, sondern durch gezielte Förderung formen, auf dass

nicht stoltze/ hoffertige Schminckflecke/ sondern Gottselige/ verständige/ geschickte Leute auß jhnen werden/ die Gott recht dienen/ den Eltern gehorchen/ jre künftige Ehemänner ehren/ vnd der Haußhaltung mit Nutz wol fürstehen können [...].<sup>754</sup>

In der Nachfolge Agrippas von Nettesheim wird folglich eine philogyne Rhetorik bemüht, um die gesellschaftliche Unterordnung der Frauen zu zementieren.

Unter jenen Männern, die ‚weibliche Bildungsarbeit‘ betrieben, sticht der Nürnberger Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) hervor, der mit seinen *Frauenzimmer Gesprächspielen* (1641–1657) den „italianisierende[n] Versuch“ unternahm, Frauen als Adressatinnen und Produzentinnen in das literarische Leben zu inkorporieren und dieses dadurch zu verfeinern.<sup>755</sup> Die Frage, ob Frauen einem

751 Ebd., S. 355.

752 Dazu grundlegend Wilhelm Kühlmann: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982.

753 [Anon., Ps. Johann Frawenlob:] *Die Lobwürdige Gesellschaft der Gelehrten Weiber/ Das ist: Kurtze Historische Beschreibung/ der fürnembsten gelehrten/ verständigen vnd Kunsterfahrenen Weibspersonen/ die in der Welt biß auff diese Zeit gelebet haben* [...]. [S.l.] 1633. – Ob sich hinter dem Pseudonym der Coburger Philosophie- und Eloquenzprofessor Israel Clauderus verbirgt, ist unklar, siehe dazu Elisabeth Gössmann: [Einleitung zu] Johann Frawenlob [...]. In: Eva Gottes Meisterwerk, S. 115–120, hier S. 116.

754 [Anon., Ps. Johann Frawenlob:] *An den Leser*. In: ders.: *Die Lobwürdige Gesellschaft*, Fol. A2r–B1v.

755 Italo Michele Battafarano: Harsdörffers italianisierender Versuch, durch die Integration der Frau das literarische Leben zu verfeinern. In: Georg Philipp Harsdörffer. *Ein deutscher Dichter und europäischer Gelehrter*. Hg. von Italo Michele Battafarano. Bern u. a. 1990, S. 267–286. Harsdörffer verfolgte sein Modernisierungsprojekt, obwohl ihm wohl bewusst war, dass „in Italien die Aufnahme von Frauen in die *accademie letterarie* auch negative Reaktionen auslöste“ (ebd., S. 279). Ambivalent bewertet Harsdörffers Frauenförderung Karin A. Wurst:

solchen Unternehmen überhaupt gewachsen seien, ließ er vom sechsköpfigen – geschlechtlich paritätischen – Gesprächskreis unter der Frage nach einer „Verbesserung“ der Gesprächsspiele diskutieren,<sup>756</sup> wobei der ‚gereist- und belesene Student‘ Reymund Discretin die Runde dominiert und sich als Advocat des Bildungsprojekts erweist:

Wo können aber so schöne Gedancken erwachsen/ wann selbe nicht bey rühmlicher Gesellschaft/ oder durch Lesung guter Bücher nechst fleissigem Nachdencken/ gleichsam angesämet und in deß Frauenzimmers zwar fähigen/ aber ohn Gebrauch unverständiger Verstand eingesencket werden. (53)

Indem Reymund die ‚Unverständigkeit‘ des weiblichen Verstandes weniger auf ontologische Gegebenheiten denn auf Bildungsmangel („ohn Gebrauch“) zurückführt, scheinen Frauen in seinen Augen für den literarischen Austausch geeignet, der sich gleichsam als Bildungsanstalt versteht. Die vom ‚verständigen und gelehrten Soldaten‘ Degenwart von Ruhmeck vorgebrachten Einwände, dass „die *tratementi* der Gespräch-Spiel [...] nicht wenig mit der Schulfüxerey *parfumiret* [seien und] unter den *Philosophis* besser als unter Damen [...] *agitiret* werden“ (53f.) könnten, wird von Reymund mit der Forderung nach ‚allgemeinverständlicher‘, deutscher Sprache gekontert, die auch Frauen verstünden, ohne „daß sie darzu eines Dolmetschers von nöhten hätten“ (55). Weil die ‚Adeliche Jungfrau‘ Cassandra Schönliebin zu bedenken gibt, dass „daß das nötigste/ so Frauenzimmer zu wissen ist/ bey dem Gesprächsspielen nicht zu erlernen“ (60) sei, nennt Reymund kurz, was die die Gesprächsrunden nicht böten („Hausmütter“-Wissen),<sup>757</sup> um sodann die Frage nach dem weiblichen Intellekt abschließend erneut aufzugreifen:

---

Die Frau als Mitspielerin und Leserin in Georg Harsdörffers *Frauenzimmer Gesprächspielen*. In: Daphnis 21.4 (1992), S. 615–639, die argumentiert, dass „obwohl Harsdörffer sich der Gemeinplätze einer frauenfreundlichen Haltung bedient, er der Bildung der Frau durch die Ortszuweisung in der geselligen Freizeit sowie durch die Spezifik seiner Bildungskonzeption Schranken auferlegt“ (ebd., S. 616): „Die potentiell diskurs- und gesellschaftsverändernde Anwendung humanistisch gefärbter Bildungsvorstellungen, wie das dialogische Lernverfahren und die Stärkung der Muttersprache, auf die Frauenbildung wird durch die hier diskutierten Umwertungs- und Beschränkungstechniken wirkungsvoll zurückgenommen und der *status quo* erneut bestätigt“ (ebd., S. 638f.).

**756** Vgl. Georg Philipp Harsdörffer: *Frauenzimmer Gesprächspiele*. Hg. von Irmgard Böttcher. Bd. 2: Nachdruck Nürnberg 1657. Tübingen 1968, S. 42–64. Im Folgenden Seitenzahlen direkt im Text.

**757** Vgl. ebd., S. 60f.: „Diesen Einwurff zu beantworten/ ist gewieß/ daß in den Gesprächspielen/ die Hausmütter nicht berichtet werden/ welcher Gestalt sie die Kinder börsten/ strehlen/ zwagen/ kämmen ec. sollen: Aber wie sie mit rühmlichen Tugenden/ jhren Eheherren sollen beywohnen/ mit Verstand ihren Mägden gebieten/ und sich in allen Begebenheiten und Fügungen klüglich verhalten“.

Nochmal aber zu antworten/ auff widerholten Gegensatz: Daß die Gesprächspiel für Frauenzimmer zu schwer/ und ihren Verstand nicht gemäß seyn solten/ sage ich: daß die Sache sich verhält wie mit einem Baurmann/ welcher an der Güte seines Feldes/ an einfallendem Gewitter/ an der Sonnen Krafft und Würckung nichts ändern oder hindern kan; jedoch will er seiner fleissigen Arbeit Nutzen haben/ muß er besagtes alles beobachten/ oder wird mit leerer Hoffnung der Ernde erwarten. Oder wie der Artzt die Neigung deß Krancken/ und die Beschaffenheit seines Gebrechens/ (an welchem er ja keine Schuld hat) bald Anfangs seiner Pflēgung nicht wenden kan; jedoch selbe Mutmaßlich wissen muß/ umb die Artzneymittel darnach beyzuordnen/ und jederzeit so viel mehr Ehr einleget/ wann er gute erspriēliche und zugleich anmutige Trānck- und Sāfftlein fürschreibet: Gleicher Gestalt befind sich bey den Gesprächspielen und deren Anfänger/ daß er die natürlichen Eignungen der Gesellschaft/ welche in denselben unerfahren/ als gemächlich leite und wende/ die Blinden bey der Hand führe/ den andern ein Liecht vortrage/ und zum wenigsten (wann sie anderst an Verstandübung Belieben tragen) erhalte/ daß die Zeit/ so bey Gesprächspielen angewendet wird/ nicht verspielet seye/ sondern gute und lehrreiche Reden/ auch nachmals in ihren Gedancken schweben mögen. (61–63)

Wenn Reymund durch seine zwei Vergleiche mit dem Bauern und dem Arzt, die jeweils den notwendigen Umgang mit unabänderlichen Widrigkeiten ausmalen, freilich kein Plädoyer für die intellektuelle Gleichwertigkeit von Männern und Frauen hält, ist diese Diskussion in den *Frauenzimmer-Gesprächspielen* doch in zweierlei Hinsicht paradigmatisch für den zeitgenössischen Diskurs: Zum einen kommen fast ausschließlich Männer zu Wort, zum anderen bleiben Frauen auf ihre ‚natürlich‘ schwache Position festgelegt. Dennoch regten, wie Mara R. Wade gezeigt hat, die *Gesprächspiele* Frauen zu eigenen literarischen Schriften an.<sup>758</sup>

Die Beteiligung von Frauen an literarischen Wissens-Diskursen blieb mithin keine rein fiktionale Angelegenheit.<sup>759</sup> So nahm die bedeutende *Fruchtbringende Gesellschaft* zwar keine Frauen in ihre Reihen auf.<sup>760</sup> Als ihr weibliches Pendant

<sup>758</sup> Vgl. Mara R. Wade: From Reading to Writing. Women Authors and Book Collectors at the Wolfenbüttel Court. A case Study of Georg Philipp Harsdörffer's *Frauenzimmer Gesprächspiele*. In: German Life and Letters 67.4 (2014), S. 481–495.

<sup>759</sup> Dazu siehe synthetisch Karl F. Otto: Die Frauen in den Sprachgesellschaften. In: Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert. Hg. von August Buck u. a. Bd. 3. Hamburg 1981, S. 497–503, der allerdings resümiert, dass Frauen lediglich im *Pegnesischen Blumenorden* „eine echte Rolle innerhalb der Gesellschaft gehabt“ hätten (ebd., S. 502).

<sup>760</sup> Obwohl die renommierte Sprachgesellschaft offiziell keine weiblichen Mitglieder in ihre Kreise aufnahm, belegen briefliche Zeugnisse, dass der *Fruchtbringenden Gesellschaft* nahestehende Frauen zumindest als Leserinnen berücksichtigt wurden, vgl. dazu den Brief des Oberhaupts der Fruchtbringenden Gesellschaft, dem ‚Nährenden‘ Fürst Ludwig von Anhalt, an Martin Opitz vom 4. Mai 1638, in: Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. Hg. von Klaus Conermann unter Mitarbeit von Gabriele Ball, Andreas Herz. Reihe I. Abteilung A: Köthen, Bd. 4, Tübingen 2006, Nr. 380504, aus dem hervorgeht, dass auch Frauen (Töchter, Ehefrauen, Witwen) mit Buchgaben versehen

wurde jedoch 1619, angeführt von der Fürstin von Anhalt, Anna Sophia (1584–1652), und der Gräfin von Bentheim, Amoena Amalia (1586–1625), die *Tugendliche Gesellschaft* gegründet, deren neun weibliche Stifterinnen sich in ihrem ‚Gesellschaftsbuch‘ als ‚Musen‘ stilisierten.<sup>761</sup> Der von Harsdörffer und Johann Klaj 1644 in Nürnberg gegründete *Pegnesische Blumenorden* warb besonders unter dem Vorsitz Sigmund von Birken aktiv weibliche Mitglieder an.<sup>762</sup> Durch seine „geradezu radikale Handlung der Poetinnenkrönungen [sowie] die Aufnahme in eine anerkannte Dichtersozietät“ erwies Birken sich als ein Dichterinnen-Förderer, wie er „vorher in der deutschen Literaturgeschichte nicht zu finden ist“.<sup>763</sup> Die von Philipp von Zesen 1669 gegründete *Deutschgesinnte Genossenschaft* hatte

---

wurden. – Paris von dem Werder widmete seine Scudéry-Übersetzung *Heroische Reden* vierzig namentlich genannten „Frauen/ Welche in Ansehung dero hertzliebsten Ehherren/ der löblichsten Fruchtbringenden Gesellschaft so ferne zugethan und anverwandt sich befinden“ (Viertzig Durchläuchtige Frauen/ oder deroselben Viertzig Heroische Reden/ Samt ihren eigentlichen Abbildungen/ wie solche theils von uhralten geschnittenen ädlen Steinen/ theils von geprägten Müntzen genommen worden/ in Teutsch übergesetzt. Erster Theil Bestehende in zwanzig Reden. Naumburg, Jena 1654, Fol. A2v).

**761** Zum ‚Damenorden‘, der lange als „Stiefkind der Forschung“ unbeachtet blieb, siehe ausführlich Klaus Conermann: Die Tugendliche Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Fruchtbringenden Gesellschaft. Sittenzucht, Gesellschaftsidee und Akademiegedanke zwischen Renaissance und Aufklärung. In: *Daphnis* 17 (1988), S. 513–626, hier S. 514. Im Anhang findet sich hier auch ein Verzeichnis der „Mitglieder der Tugendlichen Gesellschaft“ (ebd., S. 613–626).

**762** Dazu siehe etwa Ralf Schuster: Die Aufnahme von Frauen in den Pegnesischen Blumenorden durch Sigmund von Birken. Hg. von Werner Kügel. In: „Erfreuliche Nützlichkeit – Keim göttlicher Ehre“. Beiträge zum Harsdörffer-Birken-Colloquium des Pegnesischen Blumenordens im Oktober 2014. Passau 2015, S. 219–239, sowie ders.: Frauen im Pegnesischen Blumenorden des 17. Jahrhunderts. In: Sigmund von Birken (1626–1681). Ein Dichter in Deutschlands Mitte. Hg. von Klaus Garber, Hartmut Laufhütte, Johann Anselm Steiger. Berlin, Boston 2019, S. 259–272.

**763** Mara R. Wade: Strategien des Kulturtransfers im *Pegnesischen Blumenorden* und ihre Bedeutung für die Öffnung der Gendergrenzen für schreibende Frauen in der Frühen Neuzeit. In: *Daphnis* 40 (2011), S. 287–326, hier S. 322. – Birken's Hochschätzung des weiblichen Verstandes (freilich mit männlichem Blick) verbürgt auch sein Schäfergedicht, in welchem die schöne, kluge und schreibende Frau in petrarkistischer Preziosenmetaphorik für ihre Tugend gerühmt wird:

Ein Corall-gezinkter Mund/  
redt und lacht die Herzen wund.  
[...]  
Noch mehr Feur dem Herzen gibt/  
wann das Aug ein Kunst-Buch liebt;  
wann der Engel-Mund erklinget/  
und ganz Englisch redt und singet.

([Sigmund von Birken:] PEGNESIS oder der Pegnitz Blumengenoß-Schäfer's FeldGedichte in Neun Tagzeiten. Meist verfasset/ und hervorgegeben/ durch Florian. Nürnberg 1673, S. 463).

zumindest zwei weibliche Mitglieder: Catharina Regina von Greiffenberg und Ursulane Hedwig.<sup>764</sup>

Dennoch ist zeitgenössisch immer wieder die Ab-Normalität der ‚gelehrten Frauen‘ betont worden, wie die Worte Christian Franz Paullinis am Ende seines Gelehrtenlexikons *Hoch- und Wohl-gelahrtes Teutsches Frauenzimmer* (1712) paradigmatisch nahelegen:

Gleichwie alle der Tugend/ also sind sie [scil. die Frauen] auch der Gelehrsamkeit fähig. Offt hat der Höchste Ingenien-Künstler den Weibern ein männlich und recht Göttlich Gemüth eingepägt. Wie nun die Sonne manchmahl ihre Strahlen durch die neblichte Wolcken streuet/ also verübet Vernunft und Verstand ihre Kraft durch Weiber.<sup>765</sup>

Trotz seines Verdienstes, Frauengelehrtheit eine publizistische Öffentlichkeit geboten zu haben, zeugen seine Schlussworte von einer Weltsicht, die wahrhaft ‚vernünftige‘ Gedanken grundsätzlich Männern vorbehält.<sup>766</sup> So galt ihm, wie auch vielen seiner Zeitgenossen, Anna Maria von Schurmann, „als ein *Miraculum* des weiblichen Geschlechtes/ ja als ein *Monstrum naturæ* (in guter Meynung verstanden)“, und mithin nicht nur als herausragende Wissenschaftlerin, sondern als Ausnahme einer ontologisch verstandenen Gendernorm.<sup>767</sup> Ein ähnlicher Fall: Wenn Catharina von Greiffenberg, die wohl bedeutendste deutschsprachige Dichterin ihrer Zeit, von ihrem Förderer Sigmund von Birken als „ein Wunder

<sup>764</sup> Vgl. Otto: Die Frauen in den Sprachgesellschaften, bes. S. 498. – In Zesens achtundvierzig Namen umfassendem Dichterkatalog, den er in seinem Alexandriner-Langgedicht *Lustinne* (1645) vorstellt, finden sich letztgenannt immerhin acht Dichterinnen. Eine Aufschlüsselung bietet Baehr-Oliva: Venus-Dichtungen, S. 96–105.

<sup>765</sup> Christian Franz Paullini: Hoch- und Wohl-gelahrtes Teutsches Frauenzimmer, Abermahl durch Hinzusetzung unterschiedlicher Gelehrter/ Wie auch Etlicher Ausländischer Damen hin und wieder um ein merckliches vermehret. Frankfurt, Leipzig 1712, zur „Schurmannin“ S. 168.

<sup>766</sup> Vgl. zum Arzt Christian Franz Paullini und seinen Lexika Karin Schmidt-Kohberg: „Manche Weibspersonen haben oftmals viel subtilere Ingenia als die mannspersonen“. Weibliche Gelehrsamkeit am Beispiel frühneuzeitlicher Frauenzimmerlexika und Kataloge. Sulzbach/Taunus 2014, bes. S. 25–28 sowie S. 54–64.

<sup>767</sup> Ausführlich werden verschiedene Stellungnahmen von Männern aufgeführt, darunter: „Spanheim nennt sie *Scolatum Musarum & Gratiarum Doctorem*, Daniel Heinsius die zehende Muse/ Jacob Crucius die Holländische *Minervam*, Johann Schmieth *Alpha Virginum*, Caspar Barläus hat ihren Ruhm in einem netten *carmine* auch ziemlich ausgebreitet. Salmasius spricht: Sie sey so mit allerley Gelehrsamkeit ausgerüstet/ daß er nicht wisse/ in welcher er ihr den Vorzug geben sollte. Der Königliche Polnische und Schwedische Secretar. Rotger nennt sie das einige Exemplar aller Wunderwercke an einem gelahrten Menschen/ ein gänztlich *Monstrum* ihres Geschlechts/ doch ohne Fehler und Tadel [...]“ (Paullini: Hoch- und Wohl-gelahrtes Teutsches Frauenzimmer, zur „Schurmannin“ S. 134–143, hier S. 135f.).

unserer Zeit“ bezeichnet wurde,<sup>768</sup> dann sollte damit neben der Außerordentlichkeit ihrer Lyrik besonders die Exorbitanz einer schreibenden Frau hervorgehoben werden. Die empfundene Anomalie einer klugen Frau wird erneut im Widmungsschreiben zu Greiffenbergs *Sieges-Seule* (1675) deutlich, welches ihr literarischer Mentor Johann Wilhelm von Stubenberg dem adhortativen Epos vorschaltete:

Dieses Werk ist so vollkommen [...], daß jedes Manns-bild/ welcher sich die grüne Lorbeer- verdienung mehr als eigenbar einbildet/ sich deren/ als eines Meisterstückes/ billig rühmen könnte/ von dem holdseeligen VenusGeschlechte aber billigt vor ein Engel-Werk zu schätzen und zu ehren.<sup>769</sup>

Indem die Kategorie der Außerordentlichkeit geschlechtlich gebunden und für Frauen grundsätzlich auf einem niedrigeren Niveau angesetzt wurde, avancierte das Genre des ‚Frauenlobs‘ gleichzeitig zur impliziten Manifestation des ‚schwachen‘ Geschlechts. Die ‚gelehrte Frau‘ galt zugleich als Abweichung von und Bedrohung der Norm.

Die prekäre Stellung der ‚gelehrten Frau‘ bezeugen auch die wenigen Porträts frühneuzeitlicher Autorinnen, die „seltener als ihre männlichen Kollegen mit ‚sprechenden‘ Attributen wie einem Buch oder einer Handschrift dargestellt wurden“.<sup>770</sup> Besonders augenfällig wird dies anhand zweier Porträts der frühen Opitzianerin Sibylla Schwarz (1621–1638), die der von Samuel Gerlach 1650 posthum herausgegebenen zweibändigen Sammlung ihrer *Deutsche Poëtischen Gedichte* beigegeben sind.<sup>771</sup> Während ein Rollenportät [Abb. 44] die Dich-

**768** Diese Formulierung wählte der Dichter in einem Brief an Caspar von Lilien zu Beginn des Jahres 1666, siehe den Briefwechsel zwischen Sigmund von Birken und Johann Michael Dilherr, Daniel Wülfer und Caspar von Lilien. Hg. von Almut und Hartmut Laufhütte in Zusammenarbeit mit Ralf Schuster. Teil I: Texte. Berlin, Boston 2015, S. 129.

**769** Catharina von Greiffenberg: *Sämtliche Werke*. 10 Bde. Hg. von Martin Bircher, Friedhelm Kemp. Unveränderter Nachdruck 1675. Millwood, New York 1983, hier Bd. 2: *Sieges-Seule der Buße und Glaubens* [...], Fol. 12v.

**770** Siehe dazu Ulrike Ilg: „Kaum nehmen Frauen die Schreibfeder in die Hand, erhebt sich gleich das Geschrei“. Überlegungen zur Darstellung weiblicher Autorschaft in der Frühen Neuzeit. In: *Bildnispolitik der Autorschaft. Visuelle Inszenierungen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. von Daniel Berndt u. a. Göttingen 2018, S. 131–148, hier S. 136. Zu Autorinnenporträts der Frühen Neuzeit siehe auch Susanne Skowronek: *Autorenbilder. Wort und Bild in den Porträtkupferstichen von Dichtern und Schriftstellern des Barock*. Würzburg 2000, bes. S. 136–154.

**771** Dazu siehe Monika Schneikart: Die Bedeutung des Autorenporträts für weibliche Autorschaft im 17. Jahrhundert am Beispiel der Edition *Deutsche Poëtische Gedichte* von Sibylla Schwarz. In: *Bildnispolitik der Autorschaft. Visuelle Inszenierungen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. von Daniel Berndt u. a. Göttingen 2018, S. 149–171, sowie Skowronek: *Autorenbilder*, S. 143–147.





**Abb. 44:** Rollenporträt als Legitimationsstrategie: Sibylla Schwarz als elfte Sibylle. Porträtkupfer von Jacob von Sandrart nach einer Zeichnung von Samuel Niedenthal (1650).



**Abb. 45:** Die ‚einfache‘ Dichterin: Sibylla Schwarz mit Rose. Porträtkupfer von Jacob von Sandrart nach einer Zeichnung von Samuel Niedenthal (1650).

terin pseudoetymologisch-mythopoetisch als ‚elfte Sibylle‘ legitimieren soll,<sup>772</sup> zeigt ein Autorenporträt [Abb. 45] die Dichterin als einfache, tugendhaft-christliche Frau, die, wie die Verse Gerlachs unter dem Ovalstich verbürgen, vom „Himmel“ zwar keine „Schönheit“, dafür aber „Verstand und Tugend“ erhalten habe. Statt der ‚klassischen‘ Dichterattribute Feder und Buch hält sie eine Rose in der rechten Hand. So verwundert es auch nicht, wenn schreibende Frauen des 17. Jahrhunderts ihre Autor-Persona in ihren Schriften oftmals als ‚einfach‘ oder ‚schwach‘ stilisierten, um so im literarischen Feld als Frauen einen ihnen

<sup>772</sup> Vgl. zu Schwarz' Autorschaftsinszenierung auch die Ausführungen von Hania Siebenpfeifer: Sibylle – Clio – Thalia. Inszenierungen mythopoetischer Autorschaft im Titelkupfer und in Gedichten von Sibylla Schwarz. In: Daphnis 44 (2016), S. 199–222.

von Männern zugestandenem Platz einnehmen zu können.<sup>773</sup> Selbst die gelehrte Greiffenberg inszenierte sich in ihren Gedichten als ‚einfache Magd‘, münzte das zeitgenössische Genderkorsett aber zur poetologischen Maxime um, indem ihre angeblich ontologische Schwäche die Essenz des in Jesu Nachfolge stehenden Christenmenschen in besonderer Weise offenlegen und ihre Dichtung mithin legitimieren sollte.<sup>774</sup>

Eher als die Rolle der Schriftstellerin war Frauen im frühneuzeitlichen Literaturbetrieb die Rolle als Leserin zugedacht, wie sie bereits Martin Opitz in seinem *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) berücksichtigt.<sup>775</sup> Ein ‚Zugang für Leserinnen‘ war außerdem ein häufiger Topos in Paratexten zu Übersetzungen, in denen die fehlenden Latein- oder Fremdsprachenkenntnisse potenzieller Leserinnen oftmals als Publikationsmotiv dienten. Dass vor allem dem Adel angehörige Frauen die romanischen Sprachen meist beherrschten „und also [...] keiner Dolmetschung darzu von nöhten gehabt hetten“, reflektierte indes schon Paris von dem Werder im Vorwort zu den *Heroischen Reden* (1654), seiner Übersetzung von Madeleine de Scudérys französischen *Femmes Illvstrés* (1642),<sup>776</sup> was ihn von seinem Unternehmen freilich nicht abhielt.<sup>777</sup> Auch die von David Schirmer vor-

---

**773** Zu schreibenden Frauen in der Frühen Neuzeit siehe den Sammelband *Ein Platz für sich selbst. Schreibende Frauen und ihre Lebenswelten (1450–1700)*. Hg. von Anne Bollmann. Frankfurt u. a. 2011, darin siehe bes. den Beitrag von Rüdiger Schnell: Sprechen – Schreiben – Drucken. Zur Autorschaft von Frauen im Kontext kommunikativer und medialer Bedingungen in der Frühen Neuzeit, S. 3–41, der vier Bedingungen nennt, unter denen weibliches Schreiben zeitgenössisch als „möglich“ galt: (1.) den sozialen Status als ledige Frau oder Witwe, (2.) eine „familiär-private Schreibsituation“, (3.) die Beschränkung auf Textsorten, „die eine Affinität zum Privat-Familiären besaßen“, und (4.) die Beschränkung auf religiöse Themen sowie evtl. Liebesfragen (ebd., S. 18–23).

**774** Zur selbstbewusst-poetologischen Selbsterniedrigung Greiffenbergs siehe meine Ausführungen: Emma Louise Brucklacher: Weibliche Autorschaftsinszenierung und heroische Christustnachfolge bei Catharina Regina von Greiffenberg. In: Christus als Held und seine heroische Nachfolge. Zur *imitatio Christi* in der Frühen Neuzeit. Hg. von Achim Aurnhammer, Johann Anselm Steiger. Berlin, Boston 2020, S. 369–394.

**775** So argumentiert Opitz in seiner Poetik hinsichtlich einer angemessenen Themenauswahl für literarische Schriften mit der Kompatibilität für ‚sittliche Leserinnen‘: „[S]o sind auch nicht alle Poeten die von Liebessachen schreiben zue meiden; denn viel vnter jhnen so züchtig reden/ das sie ein jegliches ehrbares frawenzimmer vngeschewet lesen möchte“ (Opitz: *Buch von der Deutschen Poeterey* [1624], S. 21). – Zu Frauen als Leserinnen siehe Helga Meise: Lesen als kulturelle Praktik von Frauen (16.–18. Jahrhundert). In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 39.1 (2014), S. 166–183.

**776** Paris von dem Werder: [Vorwort]. In: *Viertzig Durchläuchtige Frauen*, Fol. c1r–c4r, hier Fol. c2v.

**777** Zur Übersetzung sowie zur darin vorgestellten ‚weiblichen‘ Heroik, die sich von jener der Männer besonders durch Internalisierung abgrenzt, siehe meine Ausführungen: Emma Louise Brucklacher: Die ‚andere‘ Heroik. Paris von dem Werders Scudéry-Übersetzung *Heroische Reden*

gelegte Übersetzung der lateinischen Streitschrift Heinrich Freders *Ob ein Mann sein Ehe-Weib schlagen dürfe* (1652) wird im Geleitgedicht von „Fr[iedrich] George“ als besonderer Dienst an den Frauen gewürdigt:

Du aber/ mein Getreuer/  
In dem du deine Leyer  
Nach deutscher Art gestimmt/  
Damit das WeiberWesen  
Auch dißfals könne lesen/  
Wer dessen sich annimmt[.]<sup>778</sup>

Wenn die Schweizer Literaturkritiker Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger in den *Discourse[n] der Mahlern* (1721–1723) ihre Leseempfehlungen für Frauen in einer „Bibliothek der Damen“, die vorrangig französischsprachige Texte und einige deutsche Werke umfasst, vorstellen,<sup>779</sup> sind Frauen als Leserinnen im Literaturbetrieb längst etabliert. Schon im 17. Jahrhundert lasen und schrieben Frauen in zunehmendem Maße. Neben ihren Förderern fanden sich jedoch auch offene Kritiker wie etwa der Roman-Gegner Gotthard Heidegger (1666–1711), der Frauen mittels einer etymologischen Herleitung samt alttestamentlichem Pseudo-Beleg in die häusliche Sphäre zu verbannen suchte:

Alles anzudeuten/ daß ein Weib/ so wol als ein Kachel-oven/ in dem Hauß bleiben/ und nicht nach fremder *Conversation* herumschweiffen müste. Darum heißt auch das Frauen-Zimmer/ von dem Wohn-Zimmer also. Sara/ stehet dort/ war in der Hütte.<sup>780</sup>

---

(1654) als Beitrag zur deutschsprachigen *Querelle des Sexes*. In: Geistesheld und Heldengeist. Studien zum Verhältnis von Intellekt und Heroismus. Hg. von Barbara Beßlich u. a. Baden-Baden 2020, S. 113–136.

**778** Fr[iedrich] George: [Geleitgedicht]. In: Freder: Lustige Frage, Fol. A6r–A8r, hier Fol. A7v.

**779** Johann Jakob Bodmer, Johann Jakob Breitinger: Die *Discourse der Mahlern* (1721–1723). In: dies.: Schriften zur Literatur. Hg. von Volker Meid. Stuttgart 2014, S. 3–19, die „Bibliothek der Damen“ findet sich ebd., S. 18f. Zum Phänomen siehe Wolfgang Martens: Leserezepte fürs Frauenzimmer. Die Frauenzimmerbibliotheken der deutschen Moralischen Wochenschriften. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 15 (1975), Sp. 1143–1200. Der das 18. Jahrhundert prägende literarische Geschmackswandel zeigt sich in der Neuauflage der Leseliste in der Schrift *Der Mahler Der Sitten* (1746), wo vermehrt englische Werke auftauchen.

**780** Gotthard Heidegger: *Mythoscopia Romantica* oder *Discours* Von den so benannten *Romans* [...]. Zürich 1698, S. 163. – Tatsächlich wurde der im 15. Jahrhundert für das ‚Gemach der Herrin‘ verwendete Begriff ‚Frauenzimmer‘ ab dem 16. Jahrhundert auf die dort anwesenden Frauen ausgeweitet. Erst im 17. Jahrhundert wurde der Begriff auf ‚die Frau‘ als Einzelwesen übertragen, der noch im 18. Jahrhundert „neutral“ verwendet wurde, vgl. EWD, Bd. 1, S. 470.

## 5.2 Zwischen ‚Waschweibergeschwätz‘ und Möchtegern-Gelehrten: Satirische Schelte weiblicher (Un-)Bildung

Während männliche Bildung meist positiv kodiert wurde,<sup>781</sup> rief Frauenbildung seit jeher deren satirische Schelte auf den Plan. In hyperbolischer Drastik hat bereits Juvenal in seiner sechsten Satire vor jenen Frauen gewarnt, die sich als *doctae* verstünden:

Illa tamen gravior, quae cum discumbere coepit,  
laudat Vergilium, periturae ignoscit Elissae,  
committit vates et comparat, inde Maronem  
atque alia parte in trutina suspendit Homerum.  
cedunt grammatici, vincuntur rhetores, omnis  
turba tacet, nec causidicus nec praeco ne loquetur,  
altera nec mulier: verborum tanta cadit vis,  
tot pariter pelves ac tintinnabula dicas  
pulsari. iam nemo tubas, nemo aera fatiget:  
una laboranti poterit succurrere Lunae.  
inponit finem sapiens et rebus honestis:  
nam quae docta nimis cupit et facunda videri  
crure tenuis medio tunicas succingere debet,  
caedere Silvano porcum, quadrante lavari.  
non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,  
dicendi genus aut curvum sermone rotato  
torqueat enthymema nec historias sciat omnes,  
sed quaedam ex libris et non intellegat. odi  
hanc ego quae repetit volvitque Palaemonis artem  
servata semper lege et ratione loquendi  
ignotosque mihi tenet antiquaria versus

---

**781** Freilich existiert auch eine Satire auf die Figur des (männlichen) Gelehrten, vor allem im Zerrbild des ‚Pedanten‘, dazu siehe Kühlmann: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat*, bes. S. 372–422. Der maßgebliche Unterschied besteht allerdings darin, dass die Kritik hier keine geschlechtliche Komponente aufweist, sondern das Gelehrtentdasein ‚an sich‘ ironisiert wird. In Frauensatiren allerdings avanciert die Weiblichkeit (im Sinne von *sex* und/oder *gender*) der ‚Gelehrten‘ zum ausschlaggebenden Kriterium für deren ironische Darstellung. – Zur Gelehrtensatire seit dem 18. Jahrhundert siehe Alexander Košenina: *Der gelehrte Narr. Gelehrtensatire seit der Aufklärung*. Göttingen 2003, zum Verhältnis von (hier grundsätzlich männlich kodierten) Gelehrten zu Frauen sowie ‚gelehrten Frauen‘ siehe ebd., S. 85–109. So führt Košenina aus: „Im Reich der Satire wird den Frauen lange vor der erhofften Gleichstellung in der Wirklichkeit ein Gleichmaß an Gelehrtenpott zuteil [...]. Spätestens ein Jahrhundert vor dem Aufkommen des Begriffs ‚Blaustrumpf‘ um 1800 und dessen Einbürgerung durch Ludwig Börnes *Briefe aus Paris* (1813–34) markieren Molières *Les femmes savantes* (1672) den Beginn der Genretradition“ (ebd., S. 95). Indes findet sich die satirische Schelte weiblicher Gelehrsamkeit bereits bei Juvenal.

nec curanda viris. opicae castiget amicae  
verba: soloecismum liceat fecisse marito.

[„Noch schlimmer ist jedoch eine, die, sobald sie sich zu Tisch gelegt hat, Vergil preist, Verständnis für die dem Tod geweihte Elissa<sup>782</sup> hat und die Dichter einander gegenüberstellt und vergleicht – die auf der einen Seite der Waage Maro und auf der anderen Homer schweben lässt. Die Literaturlehrer ziehen sich zurück, die Rhetoriklehrer geben sich geschlagen, die ganze Gesellschaft schweigt, weder ein Prozessredner noch ein Auktionator werden zu Wort kommen – und nicht einmal eine andere Frau. Ein so gewaltiger Wortschwall prasselt herab, da könnte man meinen, dass zeitgleich auf Schüsseln und Glocken eingeschlagen wird. Niemand sollte mehr Trompeten und niemand Becken aus Bronze abnutzen. Ganz alleine kann sie der Mondgöttin in ihrer Notlage Hilfe bringen. Ein Weiser setzt auch ehrenvollen Dingen eine Grenze. Denn eine Frau, die allzu gelehrt und redegewandt wirken will, soll besser gleich die Tunika bis zur Mitte des Beines hochbinden, ein Schwein für Silvanus schlachten und für das Bad nur einen Viertel-As zahlen. Die Dame, die mit dir verheiratet ist und sich gemeinsam mit dir zu Tisch legt, sollte keinesfalls einen eigenen Sprachstil haben oder dir eine verquere Argumentation in geschraubter Sprache entgegenschleudern und auch nicht über alle Erzählstoffe Bescheid wissen, sondern einiges aus den Büchern soll sie auch nicht verstehen. Insbesondere verabscheue ich die Frau, die immer wieder auf das Lehrbuch des Palaemon zurückgreift und es aufrollt, die ständig alle Gesetze und Regeln der Sprache beachtet und als Expertin für altes Wissen mir unbekannte Verse kennt und Dinge, um die sich Männer nicht zu kümmern brauchen. Sie soll ruhig die Worte einer banausenhaften Freundin korrigieren – ihrem Gatten muss es erlaubt sein, einen sprachlichen Fehler zu machen‘].<sup>783</sup>

Gebildete Frauen, so Juvenal, erwiesen sich mit ihrer zum ‚Geschwätz‘ degenerierten Rede als unerträglich, zumal ihnen trotz angeblichen Wissens die Einsicht eines (männlichen) „sapiens“ vorbehalten sei. Ihr Bildungsanspruch schließe sie zudem aus der weiblichen Sphäre aus, sodass gebildete Frauen sich besser unverhohlen als Männer ausgeben sollten. Mit seinen Auslassungen über gebildete Frauen lieferte Juvenal ein präfiguratives Argumentationsmuster, das gleichzeitig das der (weiblichen) Gelehrtschelte inhärente (männliche) Unbehagen erklärte: die Infragestellung männlicher Vorherrschaft angesichts von Frauen, die gebildeter sind als ihre Männer.

Auch in der Frühen Neuzeit stellen Frauensatiren dem humanistischen Ideal der (relativ) gebildeten Frau deren Zerrbild entgegen: Indem Gelehrsamkeit in einem – von der angeblich ontologischen ‚Dummheit‘ der Frauen geleiteten – misogynen Kippmoment zu geschwätziger Arroganz abgewertet wird, avanciert weiblich-gelehrte Rede zur lächerlichen Farce. Halbbildung gepaart mit der Überzeugung eines

<sup>782</sup> Gemeint ist die mythologische Königin Dido, die sich mit dem Schwert des Aeneas ersticht, nachdem dieser sie verlassen hat.

<sup>783</sup> Iuv. sat. VI, 434–456, Übers. Niklas Holzberg.

weiblichen ‚Rederechts‘ wird zudem oftmals mit standessatirischen Topoi kombiniert und sukzessive auch ethnozentrisch als frankophile Haltung abqualifiziert.

### 5.2.1 ‚Gekippte‘ Bildung: Dümmlische Geschwätzigkeit und hochmütiger Standesdünkel

Satirische Texte möchten durch drastische Darstellung ‚Wahrheiten‘ überzeichnen und mithin entlarven. So wird die ‚Schwatzsucht‘ der Frauen in Johann Beers *Feuermäuer-Kehrer* in einem Irrealis-Alexandrinerverpaar mit dem Titel *Weiber-Gebet* ironisiert:

Wann plaudern Beten wär/ in diesem Welt-Getümmel  
Wär gar kein Weibes-Bild/ sie wären all im Himmel.<sup>784</sup>

Die satirische Bloßstellung ungebildeter Frauen manifestiert sich in deren als ‚irrelevant‘ abgewerteten Gesprächsthemen, nicht-institutionalisierten Bildungsstätten sowie inkorrektem Sprachgebrauch. Oftmals geht mit dem Bildungsanspruch die Überzeugung einher, ständisch überlegen zu sein, was Frauen nicht nur das Laster des Hochmuts, sondern auch eine gesellschaftliche Digression zuschreibt.

In Johann Makles Übersetzung von Boccaccios *Irr-Garten der Liebe* wird der männliche Bildungsweg dem weiblichen pointiert gegenübergestellt:

Die elenden Studenten müssen kälte Hitze und Hunger leyden/ mehr wachen denn schlafen/ und nach vielen Jahren befinden sie/ daß sie wenig gelernet haben. Diese aber lernen auf einen einzigen Morgen allweil sie in der Kirche sind/ wie sich des Himmels Lauf beweget/ wie viel Sterne an dem Himmel/ wie groß sie sind/ was die Sonne vor einen Lauff hat/ und die Planeten/ wie der Donner/ Blitz/ Hagel/ der Regenbogen/ und andere Dinge mehr sich in der Luft gebären/ wie das Meer Ab- und Zulaufft/ und wie das Erdreich die Früchte herfür bringet. Sie wissen was in Indien/ und Hispanien geschihet/ wie die Wohnungen der Mohren gemachet/ wo der Nilus Strom entspringet/ ob die Cristallen aus dem Eiß gegen Mitternacht/ oder einer andern Ursachen herkommen: bey welchem ihre Nachbarin schläft: Von wem die andere schwanger ist: und wie viel Monaten sie zum Ziel hat: Wie viel Buhler eine andere heget/ wer jhr den Ring und den Gürtel geschickt/ wie viel Eyer ihrer Nachbarin Henne in einem Jahr leget/ wie viel Spillen zuspinnen zu einem dutzet ehlen Leinwand: mit wenig worten sie sind von allem unterrichtet/ was jemahlen die Trojaner/ Griechen/ und Römer gethan haben.<sup>785</sup>

<sup>784</sup> [Beer:] *Feuermäuer-Kehrer*, S. 116.

<sup>785</sup> Boccaccio, Makle: *Irr-Garten der Liebe*, S. 45f. Die Passage ist eine aneignende Bearbeitung von Iuv. sat. VI, 398–412. – Wohl aus Gründen der Redundanz verzichtet Makle auf die bei Boccaccio folgende weitere Ausschmückung des geschwätzigen Wesens der Frau: „e quelle colla fante, colla fornaia, colla lavandaia berlingano senza ristare, se altri non trovano che dia loro orecchie, forte turbandosi se alcuna loro riprovata ne fosse“ (Boccaccio: *Corbaccio*, § 169) [und mit der Magd, mit der Bäckerin und der Wäscherin schnattern sie ohne Unterlass, wenn sie kei-

Während der Wissenserwerb für Männer zum weisheitsbringenden Leidensweg stilisiert wird, der am Ende entbehrungsreicher Studien zu sokratischen Einsichten führt, steht das kurze weibliche Pseudo-Studium („einen einzigen Morgen [...] in der Kirche“) in krasser Diskrepanz zu den daraus angeblich resultierenden Einsichten, die von astrologischem, geographischem, historischem wie physikalischem Wissen zu zeugen scheinen. Spätestens wenn die asyndetische Reihung nahtlos zu indiskretem ‚Alltagsklatsch‘ übergeht, soll sich die Lächerlichkeit solcher Frauen zeigen, die meinen, mühelos „von allem unterrichtet“ zu sein. Weibliche Bildungsansprüche sollen so als unbedeutendes, endloses ‚Geschwätz‘ entlarvt werden. Die angebliche Unerträglichkeit weiblicher Rede erinnert auch der niederländische Humanist Martinus Schoockius (1614–1669) in seinem *Encomium surditatis* (1650), dem ‚Lob der Schwerhörigkeit‘, wenn er den aus der Einschränkung resultierenden Vorteil anführt, dank eines verminderten Gehörs das ‚Frauengeschwätz‘ nicht länger ertragen zu müssen.<sup>786</sup> So sei, wie er satirisch-überspitzt anmerkt, „die Zunge der schwatzhaften Frau [...], wenn sie nicht mit dem Eisen (Messer) vorn abgeschnitten ist, gegenüber jedem Heilmittel empfindungslos“. Vor dem Hintergrund des Aufstiegs gelehrter Frauen in der Frühen Neuzeit erhält die Rezeption des antiken Topos eine neue Aktualität und perpetuiert unter dem Deckmantel der (klassisch-antiken) Gelehrsamkeit ein konservatives Weltbild.

Den Topos, dass Frauen sich über lächerliche, irrelevante Themen unterhielten, die mithin ihre eigene Lächerlichkeit und Irrelevanz verdeutlichten, spitzt der Hofbeamte Johann Beer in seinem *Jungfer-Hobel* (1681) zu, indem der homodiegetische Erzähler, der als *incognito*-Ermittler die Damenwelt erforscht,<sup>787</sup> die Wiedergabe dessen, was er bei den Frauen gehört hat, für zu wenig bedeutsam hält, um es dem Lesepublikum zu präsentieren:

Unter solchen Gedancken brache die Nacht allgemach herein/ und ich hätte nimmermehr so viel gedencken können/ wo nicht die Wäscherey und das abgeschmackte Geschwätze des Frauenzimmers so lang gewehret/ welches auffzuzeichnen hier viel zu verdrießlich und langweillig fället/ dann ihre *Correspondenzen* sind von schlechter Wichtigkeit/ und ich bin niemahlen unlieber beschäfftiget/ als wann ich andern zu gefallen solche Gespräche auffzuzeichnen genöthiget werde/ die meine Feder auch in dem ersten Ansatz stumpff machen.<sup>788</sup>

---

nen anderen finden, der ihnen Gehör gibt. Und sollten sie je gescholten werden, geraten sie ganz außer sich‘ (Übers. ELB)].

**786** Vgl. Martinus Schoockius: *Encomium surditatis* – Lob der Schwerhörigkeit (1650). Eingeführt, übersetzt, kommentiert und hg. von Eckard Lefèvre. Berlin, Boston 2021, § 7, S. 58–61. Das folgende Zitat ebd., S. 59.

**787** Zu Johann Beers Frauensatiren siehe Kap. IV.2.

**788** [Beer:] *Jungfer-Hobel*, S. 88. Im Folgenden Seitenzahlen mit Sigle *JH* direkt im Text.

Frauengespräche, so verdeutlicht der Erzähler, sind ob ihrer ‚Verdrieslichkeit‘ und ‚Langeweile‘ nicht einmal würdig, in eine Beschreibung über Frauen aufgenommen zu werden. Doch nicht nur der ‚stumpfsinnige‘ Inhalt der Gespräche, auch ihre lexikalische Präsentation wird im *Jungfer-Hobel* scheinbar schamlos entlarvt. Vor allem lateinische Begriffe und Phrasen werden von Frauen immer wieder falsch wiedergegeben und daraufhin mit belehrendem Gestus vom Erzähler verbessert, so etwa wenn eine Frau ruft: „ich will ein exempel *strapliciren* (sie wolte sagen *statuiren*)“ (JH 71), die „*Praecenz* (sie wolte sagen *Praecedenz*)“ fordert, oder von ihrem „seelige[n] Herr[n] Vater“ als „*Pota laratus Cesaribus* (*Poeta laureatus Cesareus*)“ spricht (JH 83f.). Auch in Beers *Weiber-Hächel* (1680) spricht eine Frau von ihrem Mann als „Nothnarius (Notarius wolte sie sagen)“, dessen Worte sie fälschlich als „*anti portge Stet fextram* (*ante portam est extra*)“ memoriert.<sup>789</sup> Die angezeigten Äußerungen dienen indes nicht ausschließlich dazu, die mangelhaften Lateinkenntnisse der Frauen anzuprangern. Indem die Frauen mit ihren pseudo-lateinischen Phrasen auf ihre studierten Männer und ihre adeligen Väter („hat noch darzu ein Ritter-Gut besessen“ [JH 84]) verweisen, zeigt sich die ständische Dimension des unberechtigten Bildungsanspruchs. Frauen, die sich für gebildet halten, so der Tenor, wollten damit ihre Zugehörigkeit zu einem höheren Stand betonen – und scheitern jedoch kläglich. Denn dass Frauen Gelehrsamkeit weder zieme noch möglich sei, führt der Erzähler unmissverständlich aus:

In Sachen/ über welche schon tausend Gelehrte ihre Federn stumpff geschrieben/ richtet ein Kochlöffel wenig aus. Und woran ein Gelehrter Kopff nichts ausrichten können/ daran wird ein Lasterhafte Zunge noch weniger thun/ es geschehe darnach auff einer Seite wo es wolle. Darum so meidet/ O ihr Mägde/ das *Disputiren*, und zancket euch vielmehr herum/ wie viel Butter zu einer guten Habergritz-Suppe erfordert werde/ seid sorgfältig/ ihr Jungfern/ wie viel Ellen Spitzen ihr des Tages kleppeln könnet/ und sehet wohl zu/ daß sich das Fleisch nicht versiede/ dann ich halte solches vor eine der grösten Thorheiten/ so ihr andere in die Schul führen wollet/ da ihr doch erst müst in die Küche geführt werden. Es ist genug/ nur so viel gegen euch geredet zu haben/ dann das übrige könt ihr nicht begreifen.

**789** [Johann Beer:] Des berühmten Spaniers *Francisci Sambelle* wolauspolirte Weiber-Hächel Darinnen demselbigen Geschlecht die Warheit tapffer aufgefiedelt/ die Laudes hurtig gesungen/ und ihre Handlungen Choraliter herunter figurirt werden. Alles auf das kürztzeste entworffen/ und denen Interessenten zur fernern Überlegung aus dem Spanischen ins Hochteutsche übersetzt/ durch den allenthalben bekannten *Jan Rebhu*, von S. Georgen aus dem Ländlein ob der Enß. Gedruckt/ IM Jahr M.DCLXXX. In: Johann Beer: Sämtliche Werke. Hg. von Ferdinand van Ingen, Hans-Gert Roloff. 12 Bde. Bern u. a. 1981–2005, Bd. 5, S. 5–58, hier S. 47. – Unter ‚Hächel‘ bzw. ‚Hechel‘ (fem.) ist ein „kammartiges Werkzeug mit Drahtspitzen zum Bearbeiten und Reinigen von Flachs- und Hanffasern“ zu verstehen, das „metaphorisch auch zur Bezeichnung von Foltergeräten“ verwendet wurde; häufig findet sich die Wendung ‚durch die Hechel ziehen (FWB, <[http://fwb-online.de/go/hechel.s.1f\\_1605003423](http://fwb-online.de/go/hechel.s.1f_1605003423)> [15.03.2022]).



Ich habe dazumal eine weitleuffrige Umschreibung *concipt* aber weilen meiner Jungfer die Kindes-Nöthen angekommen/ wurde ich an meinem Vorhaben zurücke gehalten. (JH 98)

Statt vergeblich zu versuchen, den inkommensurablen Vorsprung der „tausend Gelehrte[n]“ einzuholen, sollten Frauen besser Expertise in dem für sie vorgesehenen Feld erlangen: „in d[er] Küche“. Dass die einsetzenden Wehen seiner Vorgesetzten den Erzähler von weiteren Ausführungen abhalten, soll die ‚natürliche‘ Lebenswelt der Frauen als häusliche Gebärerinnen ‚faktisch‘ unterstreichen. Anstelle einer für Frauen ohnehin unerreichbaren Gelehrsamkeit empfiehlt der Erzähler den „kluge[n] Weibs-Bild[ern]“ eine lebenspraktische Schläue, „daß man liederlich und leichtfertige Gesellschaft fleissig fliehe“ (JH 87). Es ist der Versuch, Frauen auf ihre untergeordnete, unwissende Rolle festzulegen. Der prätentöse Anspruch auf Bildung wird mit dem illegitimen Anspruch auf einen höheren Stand verbunden und ständesatirisch abgekanzelt. Durch Repräsentation der ‚dummen Frau‘ wird für Leserinnen deren Identifikation, für Männer die Bestätigung ihrer Vorurteile angestrebt.

Das Gegenbild zur tadelnswerten ‚Schwätzerin‘ ist die schweigende Frau. Als weibliches Ideal bewarben verhaltensmodellierende Texte das Schweigen auch explizit, wie etwa das wohl auf Johann Michael und Ernst Bogislaus Moscherosch zurückgehende, beliebte *Weiber ABC*, dessen kehrversartiger Aufruf weibliche Gedankenäußerung für obsolet erklärt:

Wann das Weib nur schweigen kann  
So gewinnt sie ihren Mann.<sup>790</sup>

Indem weibliche Unterordnung als schöpfungstheologisch begründetes Ziel angemahnt wird, kann die Unterwerfung der Frau unter den Mann als aktive Leistung („gewinnt“) positiv konnotiert und das „[S]chweigen“ als probates Mittel einer scheinbaren Selbstverwirklichung im göttlichen Heilsplan propagiert werden. In der satirischen *für die bösen Weiber nützliche[n] und voräthige[n] Apotheke* (1702), die unter dem sprechenden Pseudonym Simon Frauendörffer erschien, wurden die Verse leicht modifiziert aufgenommen und um einen Schlussvers ergänzt:

**790** Der Weiber ABC. In: [Moscherosch, Ps. Philison:] Güldner Zanck-Apfel, S. 180–188, hier S. 180. Das Prädikat im letzten Vers ist jeweils variiert: „geschweigt [...] ergötzt [...] erfreut [...] behalt [...] versöhn [...] regieret [...] macht sie geehrt [...] Zuckersüß wird ihr [...] Drey Mahl mehr liebt sie [...] liebt sie der liebe [...] erquicket [...] ziehret sie [...] bereicht [...] begütigt [...] bethöret [...] beseeligt [...] Wird ein Engel auß dem [...] macht sie Ruh [...] macht sie weiß [...] schafft sie Freud [...] bezähmt“, bis im letzten Vers die paradoxe Wendung auftritt: „Wenn das Weib nur schweigen kan | So wird sie Herr/ wie der Mann“, womit die Rollenverteilung final untermauert wird. – Soweit ich sehe erscheint *der Weiber ABC* erstmals im *Güldne[n] Zanck-Apfel* (1666). Ob tatsächlich Vater und Sohn Moscherosch Urheber des Lehrgedichts sind, ist allerdings ungewiss.

So lernet nun dis ABC/  
 Ihr Jungfern und ihr Eheweiber/  
 Und wer wünscht daß es wohl steh/  
 Die folge nie den Bücher-Schreiber  
 Schweigen ist die schönste Kunst/  
 Schweigen bringt der Männer Gunst.  
 Nun die Feder knarret und mir zittern meine Hände/  
 Adieu! Nun lebet wohl! Ich mache nun das ENDE.<sup>791</sup>

Die Verse eröffnen ein angebliches Emanzipationsangebot durch Bildung, das sich bei näherer Betrachtung jedoch lediglich als Ausschluss aus höherer Geistesbetätigung entlarvt. Indem Frauen zwar das ABC „lerne[n]“, den „Bücher-Schreiber[n]“ aber nicht nacheifern sollen, wird eine rezeptive Haltung propagiert, die zwar portioniertes Bildungsgut willig aufnimmt. Eigene Gedanken, eigene Synthesen oder gar ein eigenes Narrativ, wie sie für die Erstellung eines ‚Buches‘ nötig wären, sollen aber vermieden werden. Dass das ‚Weiber ABC‘ in diesem speziellen Fall auch noch die weibliche Stimme verstummen heißt, unterstreicht die misogynie Ironie des Autors.

Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts hat der englische Dramatiker Ben Jonson (1572–1637) in seiner Komödie *Epicene, or the silent woman* (ED 1607) das Idealbild der schweigenden Frau als satirische Verkehrung der Frauensatire vorgestellt.<sup>792</sup> Weil sich Epicene, die vermeintliche Inkarnation weiblich-tugendsamer Schweigsamkeit, schon bald als unbändige Schwätzerin entpuppt, muss der reiche Protagonist Morose, „a gentleman that loves no noise“, erfahren, dass es schweisgsame Frauen nicht gibt.<sup>793</sup> Indem sich die Braut letztlich jedoch

791 [Anon., Ps. Frauendörffer von Frauenstadt:] Eine für die Bösen Weiber nützliche und vor-  
 äthige Apothecke, S. 156.

792 Vgl. Ben Jonson: *Epicene, or the silent woman*. Hg. von Richard Dutton. Manchester, New  
 York 2003, der annotierte Damentext findet sich ebd., S. 109–273. Das folgende Zitat ebd., S. 112.

793 Moroses ‚Erkenntnisprozess‘ beginnt kurz nach der Eheschließung, als Epicene ihren frisch  
 Angetrauten zurechtweist, vgl. ebd., III 4, S. 188f.:

*Epicene.* Fie Master Morose, that you will use this violence to a man of the church.  
*Morose.* How!  
 [...]  
*Morose.* You can speak then!  
*Epicene.* Yes, sir.  
*Morose.* Speak out, I mean.

als verkleideter Mann zu erkennen gibt,<sup>794</sup> den Moroses erwilliger Neffe Eugenie engagiert hat, um einen leiblichen Erben zu verhindern, wird das metapoetische Spiel mit Genderzuschreibungen offenkundig, das freilich durch die ausschließlich männlichen Schauspieler zeitgenössisch noch potenziert war.<sup>795</sup> Ins Deutsche wurde die Komödie allerdings wohl erstmals 1800 von Ludwig Tieck übersetzt.<sup>796</sup>

### 5.2.2 Bildung im Dienst der ‚bösen Lust‘: Die gebildete Frau als moralische Gefahr

Dass weiblicher Verstand eine ‚Gefahr‘ in sich birgt, hat bereits Friedrich von Logau in seinem Epigramm über *Kluge Weiber* bedacht:

Ein Weib/ das mehr versteht als sonst ein Weib wol sol/  
Die mag zwar was verstehn/ brauchts aber selten wol.<sup>797</sup>

Die paargereimten Alexandriner spielen mit den verschiedenen Funktionen des Wörtchens ‚wohl‘. Während es im ersten Vers als Modalpartikel auf die vermeintlich vernünftige Sollbestimmung, wonach Frauen wenig „versteh[en]“ sollen, abhebt, verbürgt die adjektivische Bedeutung in ihrer Negation („selten“) die Problematik, die weibliches Verstehen mit sich bringe: Verständige Frauen, so die Pointe des grammatischen Sprachspiels, gebrauchten ihren Verstand für ‚böse‘ Zwecke.

Obwohl Boccaccio im *Irr-Garten der Liebe* den Frauen gar keinen wirklichen Verstand, sondern nur Pseudobildung zubilligt, verwenden Frauen auch diese in einem als negativ bewerteten Sinne. So ziehen sie aus ihrer vermeintlichen „Weißheit“ die ironisch als „sehr gut[!]“ gelobten Lehren und geben diese in patriarchischer Linie an ihre Töchter weiter:

---

*Epicene*. Ay, sir. Why, did you think you had married a statue? Or a motion only? One of the French puppets with the eyes turned with a wire? Or some innocent out of the hospital, that would stand with her hands thus, and a plaicemouth, and look upon you?

*Morose*. Oh, immodest! A manifest woman! [...]

**794** Die Zuschauer allerdings sind in das Verkleidungsspiel von Beginn an eingeweiht.

**795** Einen Überblick der kontroversen Forschungsdiskussion bietet Claude J. Summers: Jonson and his Era. Overviews of Modern Research: Epicoene, or the silent woman. In: *The Ben Jonson Journal* 14.2 (2007), S. 233–255, zum Themenkomplex ‚Gender and Sexual issues‘ siehe ebd., S. 246–249. So sei nach wie vor strittig, ob das Stück als „misogynistic or [...] protofeminist“ einzustufen sei (ebd., S. 235).

**796** So erschien die Komödie erstmals im ‚zweiten Stück‘ von Tiecks *Poetische[m] Journal* des Jahres 1800.

**797** [Logau:] Sinn-Getichte, Andres Tausend Siebendes Hundert, S. 143, Nr. 11. Der Zweizeiler findet sich leicht modifiziert unter dem Titel „eine *raffinierte* Frau“ wiederabgedruckt im *Frauenzimmer-Cabinet* 1724, S. 164.

[S]ie [scil. die sich für gelehrt haltenden Frauen, ELB] unterweisen alle wie sie ihre Männer bestälen sollen/ wie sie von ihren Bulern Briefe empfangen/ und auf dieselbigen antworten/ wie dieselbigen ins Hauß lassen/ wie sie sich stellen sollen/ als weren sie krancke/ damit ihnen das Bette von dem Mann frey bleibe/ und viele andere böse Sachen/ ein Narr ist der/ so glaubet daß eine Mutter sich freuet/ eine frömmere Tochter zuhaben/ denn sie ist.<sup>798</sup>

Anstelle positiv konnotierter weiblicher Konzepte wie ‚Anstand‘ und ‚Tugend‘ lehren die Frauen ihre Töchter allerhand Tricks, ihre Männer mit anderen Männern zu betrügen, um so ihrer sexuellen Luste zu frönen. Auf Kritik reagierten sie allergisch und ‚hochmütig‘:

Sie werden sagen/ sie haben einen Esel sehen fliegen/ und nach dem man ihnen das Gegenpiel mit vielen Gründen bewiesen/ ists doch vonnothen/ daß man ihnen alles zugebe/ mann wolle dann eine tödliche Feindschafft/ Nachstellungen/ und jmmmerwehrenden Haß ihm auf den Haß laden. Sie sind auch so frech/ daß wer ihnen ein wenig ihren Verstand gering schätzt/ sie ihm alsobald antworten dörrfen: Sind die Sibillen nicht Weiber gewesen? Eine jedwedere meynet/ sie müsse die eylfte seyn.<sup>799</sup>

Indem sie sich zu Nachfolgerinnen der zehn Sibyllen stilisieren, weissagende Priesterinnen,<sup>800</sup> die Augustinus schon im 4. Jahrhundert durch den Vergleich mit den

---

**798** Boccaccio, Makle: Irr-Garten der Liebe, S. 46. Erneut tilgt Makle den bei Boccaccio folgenden Passus, in welchem das hinterhältige Wesen der Frauen detailliert ausgeführt wird: „E non nuoce che bisogna che per una bugia, per uno spergiuo, per una retà, per mille sospiri infinti, per cento milia false lagrime elle vadano a lor vicine, che, quando mestier lor fanno, le prestino loro: sallo Iddio, ch'io per me non seppi mai tanto pensare ch'io sapessi conoscere o discernere dove elle le si tengano, che si pronte e si preste ad ogni lor volontà, l'abbino, come hanno. Bene è il vero ch'esse sono arrendevoli a lasciarsi provare il lor difetto, e specialmente quello che altri cogli occhi suoi medesimi vede; e non hanno presto il: ‚Non fu così; tu menti per la gola; tu hai le traveggole; tu hai le cervella date a rinpedulare; bèi meno; tu non sai ove tu ti se'; se' tu in buon senno? tu farnetichi a santà e anfanì a secco' e cotali altre lor parolette apuntate?“ (Boccaccio: Corbaccio § 171f.) [Und es stellt für sie kein Hindernis dar, wenn es dafür einer Lüge, eines falschen Schwurs, einer Bösartigkeit, tausender unendlicher Seufzer oder hunderttausender falscher Tränen bedarf. Sie gehen zu ihren Nachbarinnen, auf dass diese, da sie ebenso handeln, ihnen beistehen. Weiß Gott, ich wusste es nie, man denke nur, wenn ich gewusst oder geahnt hätte, wo diese [Frauen] sich aufhalten, dass sie es so bereit und so schnell zu ihrem Willen hätten, wie sie es haben. Es ist jedoch auch wahr, dass sie schnell nachgeben und ihr Laster eingestehen [dies ist ironisch zu verstehen, ELB], und besonders dann, wenn ein jeglicher es schon mit eigenen Augen erkennen kann; und dann kommen sie schnell mit: „So war es nicht, du lügst doch aus deinem Hals heraus, du siehst weiße Mäuse, du hast dein Gehirn zum Stopfen gegeben, trinke weniger; du weißt gar nicht, wo du bist; bist du bei Verstand? Du phantasierst während du wachst und müht dich umsonst ab“ und weitere solcher spitzen Wörtchen (Übers. ELB)].

**799** Ebd., S. 46f.

**800** Der römische Schriftsteller Varro aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. nennt als erster zehn Sibyllen (vgl. Lact. inst. 1,6–8).

biblischen Propheten aufwertete,<sup>801</sup> eignen sich Frauen die mythologische Vorstellungswelt zwar an. In der wirkungsästhetischen Logik der Satire soll dadurch allerdings vor allem ihre Hybris und ihr Hochmut zum Vorschein kommen.

Eines der wirkmächtigsten Satiremodelle der Frühen Neuzeit hat Traiano Boccalini (1556–1613) mit seinen *Ragguagli di Parnasso* (1612) vorgelegt, die allein im 17. Jahrhundert mindestens 120 europäische Editionen hervorbrachten.<sup>802</sup> In der 1617 auf Deutsch erschienenen Schrift *Relation auß Parnasso. Oder Politische vnd Moralishe discours* findet sich der Auftritt der „Herrn *Academici Inthronati*“, Mitglieder einer renommierten italienischen Sprachgesellschaft, vor dem Thron des Richters Apoll.<sup>803</sup> Weil die Männer mittlerweile auch Frauen, namentlich die Petrarkistinnen Vittoria Colonna (1492–1547), Veronica Gambara (1485–1550) und Laura Terracina (1519–1577), in ihre Reihe aufgenommen haben, wodurch „die *Academici* von derselben schönheit entzündet/ sich nicht allein in jhren *exercitiis literariis* gantz embsig vnd geflissen erzeugt/ sonder auch täglich so stattliche Poëterey außgehen lassen/ daß sich die *Musae* selbst darüber höchlich verwundert“ (52f.), „befilcht jhnen Apollo dieselbe wider darauß abzuschaffen“ (52). Die Begründung verweist auf die angebliche Unmöglichkeit gemeinschaftlicher Arbeit von Männern und Frauen,

dann sie [scil. ‚Ihre Majestät‘ Apoll] habe einmal gewiß erfahren/ daß die nadel vnd die spindel der weiber alleinige rechte Poëterey seye/ vnd wann die weiber künstliche übungen mit den männern haben/ seye es nicht anderst als wann die hund mit einander schertzen vnd spilen/ das gehe allzeit also ab/ daß sie endlich über einander fallen. (53)

Als ‚sexuelle Wesen‘ führten auch ‚kluge Frauen‘ in akademischen Zirkeln nur zur Ablenkung der Männer. Zwar hat sich etwa Friedrich von Logau in seinen Epigrammen als Dichterinnen-Befürworter gezeigt,<sup>804</sup> dennoch blieb die Argu-

**801** Vgl. Augustinus: Von der erythräischen Sibylle, die neben anderen Sibyllen viele in die Augen springende Weissungen über Christus getan hat. In: Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus zweiundzwanzig Bücher über den Gottesstaat. Aus dem Lateinischen übers. von Alfred Schröder. Kempten 1916, Bd. 3: Buch XVII–XXII, XVIII 23, S. 123–127.

**802** Zu der komplexen Editions-geschichte siehe die zweibändige Neuedition Traiano Boccalini: Relationen aus Parnasso. Übersetzungen von 1614, 1616, 1617 und 1644. Hg. von Bettina Bolds-DasGupta, Alfred Noe. 2 Bde. Berlin 2009.

**803** Vgl. Traiano Boccalini: Relation auß Parnasso. Oder Politische vnd Moralishe discours/ wie dieselbe von allerley welthändeln darinnen ergehen. Erstlich Italianisch beschrieben [...]. [S.l.] 1617, Nr. XV, S. 52f., hier S. 52. Im Folgenden Seitenzahlen direkt im Text.

**804** Siehe dessen zwei Gedichte mit dem jeweils identischen Titel: „Poetinnen“:

OB Weiber mügen Verse schreiben?  
Diß Ding zu fragen lasse bleiben  
Wer Sinnen hat: Dann/ sollten Sinnen

mentationslinie der satirischen Produktion des 17. Jahrhunderts eingeschrieben. Ein kurioser Vertreter solch einer misogynen Linie ist der pseudonymisch schreibende Momus von Faulwitzhausen.<sup>805</sup> So wird in *Momi Meisterstuck* (um 1647) die ‚schreibende Frau‘ gescholten, indem im „II. Tadel“ Evas Erschaffung mit weiblicher schriftstellerischer Äußerung konnektiert wird:

Durch der Eva schmeichel Zungen/  
 Ist die Felsen schwere Sünd/  
 biß auff Kindes-Kindes-Kind  
 in der Nachwelt eingedrungen.  
 Sie wurd auß dem Klapperrippen  
 und deß Adams härtesten Bein  
 letzt erschaffen: ihre Lippen  
 klaffen/ und der Männer Pein  
 kommet von der Weiber Krippen/  
 ihre Köpffe sind von Stein.  
 Wann das Weib nicht könnte reden/  
 Wär an vielen orten Fried; bald sie singt das Meister-Lied/  
 kan sie ihren Mann befeden/  
 und man kan doch nicht vermeiden/ ihrer Schwerter holde Scheiden/  
 die wie scharffe Schwerter schneiden.<sup>806</sup>

Die fünfzehn trochäischen Verse gliedern sich in drei syntaktische Einheiten, die auch durch Reim-Verschränkungen (*abba cdcdd e[ff]e[gg]g*) jeweils miteinander verbunden sind und vage an Meistersang-Schemata erinnern. Während im ersten Quartett die auf Eva zurückgehende Erbsünde anhand ihrer „schmeichel Zungen“ erinnert wird, assoziiert der Mittelteil paronomastisch Adams ‚Klapperrippen‘ mit Evas ‚klaffenden Lippen‘, sein ‚hartes Bein‘ mit dem weiblichen ‚Kopf aus Stein‘. In einer onomatopoetisch-paralogischen Volte werden weibliche Unzulänglichkeiten folglich auf ihren schöpfungstheologischen Ursprung zurückgeführt. Der

---

Nicht auch die Weiber brauchen künnen?

([Logau:] Sinn-Getichte, Andres Tausend Andres Hundert, S. 40, Nr. 49);

Wann Weiber Reime schreiben/ ist dupelt jhre Zier/  
 Dann jhres Mundes Rose bringt nichts als Rosen für.

(Ebd., Andres Tausend Andres Hundert, S. 41, Nr. 50).

**805** Wer sich hinter dem Pseudonym verbirgt, ist, soweit ich sehe, unklar.

**806** [Anon., Ps. Momus von Faulwitzhausen:] Momi Meisterstuck/ Das ist: Herrn Klüglings erster und letzter Papierner Spiegel/ Mitten von der alten vnd neuen Welt Sitten: Sampt einem bucklichten Anhang. Geschrieben und zusammen getrieben durch a/b/c/d/e/f/g/h/i/k/l/m/n/o/p/q/r/s/t/u/w/x/y/z. Gedruckt in der Langweil Von schwartz Ruß-Oel auff weisse Lumpen. Im Jahr des Friedens Hoffnung. [Nürnberg: bei Paul Fürst] [um 1647], Fol. A6v.

abschließende dritte Teil beginnt mit einer Irrealis-Vorstellung stummer Frauen, um sodann in der weiblichen Autorschaft („Meister-Lied“) eine Kampfansage an den Mann („befehlen“) zu erkennen. Die beiden Schlussverse, die gemeinsam mit dem Binnenreim des vierzehnten Verses einen Dreireim bilden, alludieren in einem abschließenden konsonantischen Wortspiel („ihrer Schwerter holde Scheiden/ | die wie scharffe Schwerter schneiden“) die unvermeidliche ‚Schärfe‘ weiblicher Rede. Momus von Faulwitzhausen bedient sich folglich in seiner Darstellung einer altradierten misogynen Topik, wie er es auch in seiner apologetisch-poetologischen „Nachschrift“ an die „Liebe[n] Getreue[n]“ einräumt:

Dieses ist es/ was ich in der nährisch verkappten Welt/ durch mein Spiegelartiges Fern-Glaß gesehen/ und eurem Splitterrichtigen Urtheil untergeben wollen. Dieses/ sage ich/ ist die alte Speise/ an welche ich eine neue Brühe gekochet/ und mit allerhand Gewürtz schmackhaft machen wollen/ wie ihr leichtlich kosten werdet.<sup>807</sup>

Weil Eva als nachgeordnetes Geschöpf aus Adams Rippe geschaffen ward und sie ihn zur Ursünde überredete, ist das Gehirn der Frauen ‚knochenhart‘ (wie ‚Stein‘), ihre (persuasive) Rede gefährlich – was auch dann noch gilt, wenn Frauen zeitgenössisch zum metaphorischen ‚Schwert‘, der Schreibfeder, greifen. Weibliche Gelehrsamkeit wird außerdem in *Momi Meisterstücks* „Bucklichter[m] Anhang“ ironisiert, wenn „Die Hohe Schul der Liebe oder Frauenzimmers Freygebigkeit“ in einer Traumsatire vorgestellt wird. So ist die einzige Lektion, die Frauen hier lernen, ihre Liebhaber um Geld zu bitten.<sup>808</sup>

Dass weiblicher ‚Hochmut‘ zu ‚Eigensinn‘ führe und weiblicher Verstand nur dazu diene, ihre sexuellen Lüste zu befriedigen, vermitteln noch die Verse aus dem *entmasketen Frauenzimmer* (1701):

Allein wo eine Frau ihr selbst die klügste düncket/  
Bringt man sie selten ab von deme was sie will.  
Der Man soll seyn bereit/ so ferne sie nur wincket/  
Und seine Lehren sind ihr nur ein Possen-Spiel.

Es muß ihn ihr Verstand zu seinen Schaden dienen/  
Indem ihr sinnen nur bloß dahin ist gekhert/  
Wie sie von frembden Stern doch mögte seyn beschienen/  
Und durch verboten Oel die böse Brunst genehrt.<sup>809</sup>

**807** Ebd., Fol. D2v.

**808** Vgl. ebd., Fol. H2r–H6v. Die Traumsatire hat allerdings nicht ‚Frauenbildung‘ im engeren Sinn als Thema. Vielmehr werden das Künstlerdasein sowie die poetische Darstellung – vor allem der Liebe – kritisiert. So zeigt sich etwa der lange erste Abschnitt als Persiflage auf poetische Frühlingsbeschreibungen. So soll gezeigt werden, wie der Themenkomplex ‚Liebe‘ von allen Fakultäten monetarisiert wird.

**809** [Quesnot de La Chenée, anon.:] Das entmaskete Frauenzimmer, S. 173f.

Die kreuzgereimten Alexandrinerquartette zeichnen weiblichen Verstand grundsätzlich als „zu seinem Schaden“, d. h. gegen den Mann gerichtet. Ziel der Frauen sei einzig die sexuelle Entfaltung, wie es auch die kurz darauf folgenden ‚Eheregeln‘ bezeugen, die „Arnolph seiner Agnesen einzubläuen/ bemüht war/ [und] doch betrogen“ wurde:

Weibliche Arbeit die ist nur für sie  
 Ubriges muß sie dem Mann überlassen/  
 Schreiben ist ihr unanständige Müh/  
 Drum sie auch niemals die Feder muß fassen.<sup>810</sup>

Die Kreuzreime sind jedoch nunmehr schwache und intratextuell erfolglose Versuche, die Frauen vom ‚unanständigen‘ Schreiben abzuhalten. Wohl nicht von ungefähr wurde das zeitgenössische, für seine Laszivität berühmte erotische Lehrbuch *Satyra Sotadica de Arcanis Amoris et Veneris* (1660–1678) unter dem Namen einer gelehrten Frau, der spanischen Humanistin Aloisia (eigtl. Luisa) Sigea (1522–1560), lanciert. Dass sie als Autorin jedoch gleichzeitig zeitgenössisch meist ausgeschlossen wurde, verbürgt die ambivalente Haltung zwischen dämonisierender Sexualisierung und kognitiver Herabstufung, die Frauen oftmals entgegengebracht wurde.<sup>811</sup> Die misogynen Haltung wurde aber bereits zeitgenössisch als durchsichtig entlarvt, etwa in Eberhard Werner Happsels *Academischem Roman* (1690), wenn Klingenfeld, einer der Protagonisten, zum „Discurs“ über Frauen ansetzt:

Ein gemeiner Mann stehet in den Gedancken/ je einfältiger ein Weibs-Bild/ je züchtiger es sey/ dahero tadelt ein solcher an dem Frauenzimmer die freyen Künste und hohen Wissenschaften/ ihm vorstellend/ das Exempel der gelehrten Griechischen *Sappho*, welche ein überauß leichtfertiges Weib gewesen; Aber die in solchen Gedancken stehen/ thun dem ganzen Weiber-Geschlecht eine unverantwortliche Schmach an. Viel bescheidener haben *Ludovices Vives*, der hochgelehrte Spanier/ und *Erasmus Roterodamus* hiervon geurtheilet/ indem sie bezeuget/ man habe niemahlen eine gelehrte Frau oder Jungfrau gesehen/ die unehrlich gewesen/ und ob gleich jetzo ein solch Wildpräh einer gelehrten *Damen* fast seltzamer/ als ein weisser Rab/ so findet man deren gleichwol noch an Ort und Enden/ da man sie oft nicht gesucht hätte/ ja zu allen Zeiten/ und in allen Ländern hat man gelehrte Frauen angetroffen.<sup>812</sup>

<sup>810</sup> Ebd., S. 183, Nr. 7.

<sup>811</sup> Vgl. etwa Heidegger: *Mythoscopia Romantica*, S. 99. Zur neulateinischen ‚Aloisia Sigea‘, die 1660 zuerst in Frankreich erschienen war und wohl Nicolas Chorier verfasste, siehe James Grantham Turner: ‚Aloisia Sigea‘ in France and England. Female Authorship and the Reception of Chorier’s *Erotica*. In: *Oeuvres et Critiques* 20.3 (1995), S. 281–294. So habe der Prosadialog „probably done more to constitute the *discours de la sexualité* than any other early modern text“ (ebd., S. 281). Zur deutschen Rezeption liegt, soweit ich sehe, bislang keine Studie vor.

<sup>812</sup> Eberhard Werner Happel: *Der Academische Roman*, Worinnen Das Studenten-Leben fürgebildet wird [...]. Das Gute zur Lehre/ das Böse aber zur Warnung der Ehr-liebenden Jugend/ in einer



Klingensfelds katalogartiger Exkurs gelehrter Frauen, die „alle dem Namen nach unsterblich worden/ wegen ihrer sonderbaren Wissenschaften in den freyen Künsten“, <sup>813</sup> verbürgt im ambivalenten Frauenlob allerdings erneut die ‚Anomalie‘ weiblicher Gelehrter, indem er das sprichwörtliche Bild des *corvus albus* heranzieht, das bereits Boccaccio in Anlehnung an Juvenal für seine misogynie Schelte verwendet hatte:

Mögen derohalben die verfluchten geilen Weiber stilschweigen/ und sich nicht mit anderer Tugenden zieren/ dann dergleichen fromme Weiber heutigen Tages so selten sind wie der Vogel Fenir/ wie die schwartzen Schwanen/ wie die weissen Raben. <sup>814</sup>

So ist die ‚gelehrte Frau‘ auch Ende des 17. Jahrhunderts nach wie vor dem männlichen Vorbehalt ausgesetzt, eine Ausnahme ihres Geschlechts darzustellen.

### 5.2.3 Galante Bildung: Von der Roman-Kritik zur antifranzösischen Schelte

1630 erscheint anonym das 177 Verse umfassende Langgedicht *Spiegel dich Mvlier*, das nur einen einzigen durchgehenden Reim auf ‚-ieren‘ verwendet. Neben einer monographischen Publikation sind die Verse auch auf zwei Flugblättern (beide 1630) abgedruckt. <sup>815</sup> Die Verse gliedern sich in drei Abschnitte, die kontrastiv ‚schlechtes‘ und ‚gutes‘ Verhalten ‚spiegeln‘. Während die ersten 57 Verse in einer konditionalen Protasis weibliche Schreckensversionen als Zerrbild evozieren, werden sodann brachiale Maßnahmen („die Lend woll *bastonieren*“) präsentiert, um abschließend die ‚gute Frau‘ zu portraituren, die „Gott selber *clarificiern* [und] [m]it ewig Frewden *coronieren*“ werde. <sup>816</sup> Gleich zu Beginn wird die Negativität weiblicher Bildung aufgerufen:

---

schönen Liebes-Geschichte fūrgestellt [...]. Ulm 1690, S. 277f. Zu Happels Roman siehe Wilhelm Kühlmann: Happels *Academischer Roman* und die Krise der spathumanistischen Gelehrtenkultur. In: Stadt, Schule, Universität, Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel. Hg. von Albrecht Schöne. München 1976, S. 383–395, der allerdings Happel als „Sklaven der Feder [...] kaum einen bedeutenden Rang in der Geschichte des deutschen Romans“ zubilligt, seinen Werken jedoch „einen nicht unerheblichen dokumentarischen Wert“ beimisst (ebd., S. 393).

**813** Happel: Der Academische Roman, S. 282. Der Katalog erstreckt sich ebd., S. 278–294.

**814** Boccaccio, Makle: Irr-Garten der Liebe, S. 50.

**815** Siehe HARMS, Bd. 9: Die Sammlung des Kunstmuseums Moritzburg in Halle an der Saale. Hg. von Ewa Pietrzak, Michael Schilling. Berlin, Boston 2018, Nr. IX 55, S. 122f. Die in vier Spalten stehenden Verse subscribieren sechs Bildfelder, welche den Inhalt illustrieren. Eine andere Fassung verwahrt die BSB München, die zwei ältere Holzschnitte aus dem 16. Jh. zieren.

**816** [Anon.]: Spiegel dich *Mvlier*, Fol. A2v, V. 60, sowie Fol. A4v, V. 175–177. Das folgende Zitat ebd., Fol. A1v, V. 1–13.

Wann Weiber wollen *disputiern*,  
 Von Gottes Wort viel *referiern*,  
 Lateinisch Wörter *evomiern*,  
 Gantz vngereimpter *pronunciern*,  
 Vnd können doch kein Punct *pariern*,  
 Vergebens vnd vmbsonst *clamiern*.  
 Vielmehr im *Amadis studiern*,  
 Pollitisch Sachen *reformiern*,  
 Ein jeden Quarck auß *scrupeliern*,  
 In vollerweiß viel Gschwätz *narriern*,  
 Gern neue Zeitung *inquitiern*,  
 Darauf nur böses *colligiern*,  
 Vnd vor dem Spiegel *speculieren*[.]

Indem Frauen sich an Streitgesprächen beteiligen wollen und dabei auf ‚falsches Latein‘ zurückgreifen, indem sie Romane und Zeitungen lesen und daraus „nur böses“ ziehen, wird weiblicher Wissensdrang in den Knittelversen als ‚unmoralisch‘ diskreditiert. Dies belege besonders die Lektüre des Ritterromans vom *Amadis auss Franckreich* (1569), einer Übersetzung von Garcí Ordóñez de Montalvos vierbändigem Werk, das bereits im 16. Jahrhundert moralisch inkriminiert wurde und im 17. Jahrhundert beinahe schon als Floskel zitiert wird.<sup>817</sup> Sprachlich spielt das Langgedicht mit einer alamodistischen Lexik, indem fast alle Endreime Gallizismen, Italianismen oder Latinismen darstellen.<sup>818</sup> Der ostentative Gebrauch von Fremdwörtern dient hier allerdings nicht als „Vorwurf gegenüber dem weiblichem Geschlecht, es würde die deutsche Sprache verunstalten“.<sup>819</sup> Weil das Reimschema alle 177 Verse durchzieht und folglich auch ‚die Frau, wie sie sein soll‘ durch Fremdwörter konturiert wird, ist der alamodische Sprachgebrauch eher als ludisches Gestaltungsmittel zu lesen. Der lakonische Witz, der die Verse beschließt („Spiegel dich selbst, mein feiner Mann“), verweist auf ein

**817** Dazu nach wie vor grundlegend Hilbert Weddige: Die „Historien vom Amadis auß Franckreich“. Dokumentarische Grundlegung zur Entstehung und Rezeption. Wiesbaden 1975, zur Amadis-Kritik siehe bes. ebd., S. 235–291. Stein des moralischen Anstoßes, etwa für den katholischen Humanisten Juan Luis Vives, war die freizügige Darstellung der Liebeshändel, aber auch das ‚müßige‘ Lesen an sich, was sicherlich auch mit dem vornehmlichen Leseublikum zusammenhing: Frauen, die sich fortan mit einem Buch vergnügten und Männern neue amouröse Ansprüche stellten.

**818** Ausnahmen unter den hundertsiebenundsiebzig Versen stellen lediglich acht Reimwörter dar: „führen [...] schmiern [...] ziern [...] Hiern [...] zwiern [...] Diern [...] rühern [...] verlihern“.

**819** So argumentiert Michael Schilling: F 790 Spiegel dich MVLIER. In: HARMS, Bd. 9: Die Sammlung des Kunstmuseums Moritzburg in Halle an der Saale. Hg. von Ewa Pietrzak, Michael Schilling. Berlin, Boston 2018, Nr. IX 55, S. 122.

korrespondierendes Flugblatt, das die Männer wegen ihrer Trunksucht schilt,<sup>820</sup> und verbürgt damit sowohl die intertextuelle Dialogizität als auch den moral-didaktischen Anspruch der Verse.

Aller Schmähung zum Trotz diene das Lesen Frauen als Strategie zur Wissensaneignung. Besonders in Frankreich etablierte sich eine weiblich geprägte Salonkultur als Raum weiblicher Gelehrsamkeit, der sukzessive die männliche Kritik als ‚preziöse‘ Verzärtelung und lächerliche Pseudogelehrsamkeit nach sich zog.<sup>821</sup> Bereits 1656 verfasste Samuel Chappuzeau mit seinem *Cercle des Femmes* eine Komödie über den neuen Trend der Frauensalons.<sup>822</sup> Das wohl wirkmächtigste Denkmal hat den ‚Preziösen‘ allerdings Jean-Baptiste Poquelin, alias Molière (1622–1673), mit seiner Komödie *Précieuses ridicules* (1659) gesetzt, worin zwei von der Romanlektüre angeregte Cousinen auf zwei gewiefte Diener hereinfallen, die sich ihnen als romantische Herzensbrecher vorstellen und schmachtende Gedichte zum Besten geben. Gemeinsam tanzen und singen die vier zu Geigenmusik, bis die ‚wahren‘ Herren gemeinsam mit dem Vater der Täuschung ein Ende bereiten, indem die Musikanten verprügelt und die Mädchen ermahnt werden, von nun an auf ihre literarisch präformierten Liebesvorstellungen zu verzichten.<sup>823</sup> Bereits in der ersten deutschen Molière-Ausgabe (1670) ist das Stück als *Die köstliche Lächerlichkeit* aufgenommen.<sup>824</sup> Als *Die lächerlichen Kostbaren/ oder/ die lächerliche Beredsamkeit* findet das Stück sich auch in der sogenannten ‚Nürnberger Ausgabe‘ (1694), als deren Übersetzerin mittlerweile „[d]ie bedeutendste Frauengestalt des frühen lutherischen Pietismus“ Johanna

---

**820** Vgl. ebd.

**821** Dazu siehe Myriam Dufour-Maitre: *Les précieuses. Naissance des femmes de lettres en France au XVIIe siècle*. 2., überarb., korr. und erw. Aufl. Paris 2008, zum Begriff siehe ebd., S. 39–55, die konkludiert: „[F]orce est constater que l’adjectif *précieux, précieuse* garde son ambigüité, tandis que les substantifs *précieuse(s)* et *préciosité* sont, dans une très large mesure, devenus péjoratifs, s’ils ne l’étaient déjà quelque peu. Ils s’appliquent essentiellement aux filles et aux femmes, pour désigner d’abord l’affectation de vertu, les manières outrées, puis, de façon de plus en plus insistante, l’affectation dans le langage voire les prétentions littéraires“ (ebd., S. 55).

**822** Siehe die kritische Ausgabe Samuel Chappuzeau: *Le Cercle des femmes et L’academie des femmes*. Édition critique. Hg. von Joan Crow. Exeter 1983, S. 1–49. Zum Stück siehe Joan Crow: Introduction, ebd., S. V–XXVII, bes. S. XVI–XXIV.

**823** Vgl. Molière: *Les précieuses ridicules*. Comédie. In: *Oeuvres complètes*. 2 Bde. Hg. von Georges Forestier, Claude Bourqui. Paris 2010, Bd. 1, S. 1–31. Siehe ebd. die Ausführungen von Georges Forestier, Claude Bourqui: *Les précieuses ridicules*. Notice, S. 1193–1213.

**824** Zur übersetzerischen Molière-Rezeption siehe Gabriele Blaikner-Hohenwart: *Der deutsche Molière. Molière-Übersetzungen ins Deutsche*. Frankfurt am Main 2001, zum 17. Jahrhundert siehe ebd., S. 23–60, sowie zur Rezeption der *Précieuses ridicules* Katrin Gatzke: *Die Übertragung des Preziösen in den deutschen Übersetzungen von Molières Le Précieuses ridicules*. In: Komödie und Tragödie übersetzt und bearbeitet. Hg. von Ulrike Jekutsch. Tübingen 1994, S. 187–223.

Eleonora Petersen, geb. von Merlau (1644–1724) gilt.<sup>825</sup> Eine funktionalisierte Stoffübernahme stellte freilich Christian Reuters Lustspiel *L'Honnête Femme Oder die Ehrliche Frau zu Plifine* (1695) dar, in welchem er Komikelemente sowie Dialog- und Handlungsfragmente aus Molières Komödie verwendete, um sich an seiner Vermieterin Anna Rosine Müller zu rächen.<sup>826</sup> Die ‚doktormäßige‘ Frau hat Molière außerdem in seiner Komödie über die *Femmes savantes* (1672) gescholten, die allerdings erst Bierling 1752 ins Deutsche übersetzte.<sup>827</sup>

Während die aus Frankreich importierte *Preziösen*-Kritik zunächst paneuropäisch auf Romanlesende Frauen bezogen war, verdichtete Johann Burkhard Menckes Verssatire *Wieder die weiblichen Mängel* (1706) das ‚tadelnswerten‘ Phänomens ethnozentrisch zur antifranzösischen Volte. So wird nun die Frau, die „sich zu weise dünckt“ und folglich „allein regiren“ will, zur plappernden ‚Frau von Welt‘:<sup>828</sup>

Sie weiß das neueste, und mancher sollte wetten,  
Weil ihre Zeitungen so viel und mancherley,  
Daß sie die *Fama* selbst von gantz *Europa* sey.  
Bey ihr steht *Marlborough* allein in grossen Gnaden,  
Hingegen stichelt sie auf Printz – – – –  
Sie weist dem dritten Carl die Wege nach Madrid,  
Dem Kayser nach Pariß, zieht in Gedancken mit,  
Nimmt Philipp von *Anjou* und Ludewig gefangen,

**825** Johannes Wallmann: [Art.] Petersen, Johanna Eleonora. In: KILLY, Bd. 9, S. 166f., der Petersen ebenfalls als Übersetzerin nennt, geht in seiner Darstellung allerdings nicht auf die Molière-Ausgabe ein. – Zu Petersen als Übersetzerin siehe Hilary Brown: Johanna Eleonora Petersen and the Reception of Molière in Germany. In: *Forum for Modern Language Studies* 43.1 (2007), S. 69–89, die aufzeigt, dass „the evidence [...] suggest that Petersen was behind it“ (ebd., S. 74) und die Ausgabe als „a significant milestone in the early reception of Molière in Germany“ (ebd., S. 78) würdigt. Als Motivation hinter der Übersetzung sieht Brown Geldnot der Pietistin, die am Hofe sicherlich Französisch gelernt hatte.

**826** Dazu siehe Gatzke: Die Übertragung des *Preziösen*, S. 195–197, sowie Nicola Kaminski: Von Plifine nach Schelmerode. Schwellenexperimente mit der „Frau Mutter Sprache“ in Christian Reuters Schlampampe-Projekt. In: *Kulturelle Orientierung um 1700. Traditionen, Programme, konzeptionelle Vielfalt*. Hg. von Sylvia Heudecker, Dirk Niefanger, Jörg Wesche. Tübingen 2004, S. 236–262. Weil es Christian Reuter nicht um allgemeine Laster ging, bescherte der Fall ‚Schlampampe‘ Christian Reuter ein zweijähriges Universitätsverbot sowie einige Wochen im Karzer.

**827** Zu Bierlings einbürgernder Übersetzung siehe Blaikner-Hohenwart: Der deutsche Molière, S. 85–110, zu den *Femmes savantes* siehe bes. S. 106–110.

**828** [Johann Burkhard Mencke, Ps. Philander von der Linde:] Die erste Satyre. *Wieder die weiblichen Mängel*. In: *Schertzhafte Gedichte, Darinnen So wol einige Satyren, als auch Hochzeit- und Schertz-Gedichte, Nebst einer Ausführlichen Vertheidigung Satyrischer Schrifften* enthalten. Leipzig: bei Johann Friedrich Gleditsch 1706, S. 2–18, hier S. 6, V. 98 sowie V. 101. Das folgende Zitat ebd., S. 7f., V. 134–144.

Und wo sie sich hiermit nicht weit genug vergangen,  
 So nimmt sie nach der Hand Constantinopel ein,  
 Und heist gantz *Orient* den Christen dienstbar seyn.

Ganz im Stil der von Juvenal und Boccaccio vorgezeichneten Tradition beschreibt der Sprecher eine weibliche ‚Pseudogelehrsamkeit‘, die ‚unnützes Wissen‘ anhäuft. Allerdings zeigt sich ihr ‚Pseudowissen‘ besonders anhand ihrer Bewertung der aktuellen Zeitgeschichte: den sog. ‚Türkenkriegen‘ sowie dem Spanischen Erbfolgekrieg. So lobt sie den englischen John Churchill (1650–1722), der nur wenige Jahre vorher (1702) den Titel ‚Duke of Marlborough‘ zugesprochen bekommen hatte, spottet jedoch über den heimischen, durch die ostentative Auslassung aufgrund des Reims sowie der fünf Auslassungsstriche nur ungenügend unkenntlich gemachten ‚Prinz – – – –‘. Gemeint ist wohl der kaiserliche Feldherr Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736).<sup>829</sup> Die kaum camouflierte Adelskritik wird von Mencke in einer Fußnote nur scheinbar zurückgewiesen: „Ich *fingire* mir hier solche *superkluge* Damen, welche in allen Dingen nach den [sic] äusserlichen Schein *judiciren*, und auch grosse Herren über ihre Zunge springen lassen, ob sie schon darzu keine rechtmäßige Ursache haben“. <sup>830</sup> Denn indem Mencke auf die weibliche Bewertung des ‚äußerlichen Scheins‘ hinweist, nutzt er den Topos weiblicher ‚Oberflächlichkeit‘, um auf die Kleinwüchsigkeit des Feldherrn anzuspieren.<sup>831</sup> Wenn der Erzherzog von Österreich und spätere römisch-deutsche Kaiser Karl VI., der als Karl III. als designierter Gegenkönig von Spanien firmierte, sein Rivale um die Thronfolge, Philipp von Anjou (1683–1746), und der französische König Ludwig XIV. alludiert werden, soll damit die umfassende Kenntnis aktueller Politik verbürgt werden, die in der Hybris gipfelt, die ‚Türkenkriege‘ selbst vollständig gewinnen zu können. Zum zeithistorischen ‚Wissen‘ tritt außerdem eine ausgeprägte Frankophilie:

Doch bey dem allen läßt sich noch ein Wunder spühren,  
 Daß, die es nicht gelernt, dennoch Frantzösch *parliren*,  
 Da heist das andre Wort *Gloire, Renommée*,  
*Massacre, Belesprit, Fier, Capricieux*.

**829** Eine andere Deutungsmöglichkeit ist die Identifikation mit dem als ‚Türkenlouis‘ bekannten Erbprinzen-Sohn Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (1655–1707), der für seine siegreichen Feldzüge in den ‚Türkenkriegen‘ gerühmt wurde. Indem die Auslassungszeichen durch ‚von Baden-Baden‘ ersetzt würden, bliebe das Versmaß intakt. Wahrscheinlicher ist aber das buchstabierende Spiel mit ‚Printz E U G E N‘ bzw. die Ersetzung des ‚Printz – – – –‘ durch ‚Eugen von Savoyen‘.

**830** [Mencke:] Die erste Satyre. Wieder die weiblichen Mängel, S. 8, Anm. I.

**831** Zur Verankerung Prinz Eugens im kollektiven Gedächtnis siehe Elisabeth Großegger: Mythos Prinz Eugen. Inszenierung und Gedächtnis. Wien, Köln, Weimar 2014.

*La pretieuse* hat das Deutsche gar verschworen;  
 Es klinget zu *paisan* in ihren zarten Ohren,  
 Und kömt nach ihrem *Goust canailleux* heraus.  
 Ein Wort Frantzösisch ziert den gantzen Menschen aus.<sup>832</sup>

Obwohl Frauen die Fremdsprache angeblich „nicht gelernt“ hätten, sprechen sie dennoch Französisch, was sich auch im Duktus des Sprechers spiegelt. Statt einer paneuropäischen Kritik am Roman wird die Frauenkritik hier zur Frankreichkritik umgemünzt, die gleichzeitig eine Standeskritik impliziert, wenn der *pretieuse[n]* „das Deutsche [...] zu *paisan*“, d. h. zu bäuerlich, klingt. Auch wenn Mencke zu Beginn betont, dass er nicht nur das Sujet, sondern auch einige „*Expressiones*“ seinen Vorbildern Juvenal, Boileau und de l'Aume verdanke,<sup>833</sup> erweist sich Menckes Frauenkritik als Schelte weiblicher Frankophilie. Den Transfer legt Mencke gar selbst offen, wenn der frankophile Ausdruck deutscher Frauen dieselbe Funktion erfüllen soll wie das Griechische bei Juvenal, das Italienische bei de l'Aume sowie das Lateinische bei Boileau. Im vermeintlich organischen Traditionstransfer zeigt sich folglich eine neue Stoßrichtung und Kritik, die Mencke der Frauensatire ethnozentrisch einverleibt: Die lächerliche ‚Gelehrte‘ ist nicht mehr die europäische Romanleserin, sondern die „*pretieuse*“, die sich vom ‚bodenständigen‘ Deutschen abwendet.

In die antifranzösische Kerbe schlägt auch Johann Georg Gressels *Satyre Von denen allgemeinen Lastern Der Weiber* (1715), der die weiblichen Mochtegerne-Gelehrten, wohl in Anlehnung an Mencke, als „*Superkluge*[!]“ apostrophiert, die „gleich thummen Gänßen/ schnattern“ und die „Ordnungen der *Policey*“ kritisierten.<sup>834</sup> Besonders aber wird die weibliche Frankophilie gescholten:

Vor allen aber klingt gewiß recht lächerlich/  
 Wenn manche mehr Frantzösch- als Deutsche Wörter sprechen/  
 Da heist es stets *Morbleu*, ach! Ich *muqire* mich/  
*Ma seur*, ich will mich noch an der *Canalje* rächen. (119f., 207–210)

<sup>832</sup> [Mencke:] Die erste Satyre. Wieder die weiblichen Mängel, S. 8, V. 145–152.

<sup>833</sup> Siehe ebd., S. 2, Anm. a): „Die Laster der Weiber hatten schon bey denen Römern so überhand genommen [...]. Daher ich von diesen sonderlich den *Juvenalem*, *Boileau* und *de l'Aume* mir als ein Muster fargestellt, welches in folgender Satyre zu *imitiren* gesucht. Darbey auch öffentlich bekenne, daß gleichwie ich die meisten *Traits* dieser Satyre, auch öftters die *Expressiones*, aus obgedachten Poeten genommen, also ist mein Absehen im geringsten nicht dahin gerichtet, *en particulier* ein einziges Frauenzimmer zu *touchiren*“.

<sup>834</sup> [Gressel:] *Satyre Von Denen allgemeinen Lastern Der Weiber*, S. 114, V. 119, V. 120f. und V. 125. Im Folgenden Seiten- und Verszahl direkt im Text.

Dennoch beteuert der Sprecher in seiner abschließenden Apologie dem als ‚Gemeinschaft der Frauen‘ apostrophierten „*Galante[n]* Volck“, „[d]aß euch mein Hertze liebt/ doch wies der Himmel lehret/ | Ich küß euch Demuths-voll die angenehme Hand/ | Dieweil euch höchst verpflichtet mein reiner Geist verehret“ (128, 329–332). Nicht nur der finale weibliche Ehrenpreis deutet folglich darauf hin, dass die topische Frauenschelte zu Beginn des 18. Jahrhunderts ihren normativen Anspruch als moralische Institution abgelegt hat. Indem die Verdammung einem jokosen Verlachen gewichen ist, scheint Frauenschelte als Mittel des Geschlechterkampfes abgeschwächt. Die misogynen Topoi lebten indes weiter.

So suggeriert es auch die 1713 erschienene Närrinnenrevue *Mala gallina*, die neben 99 anderen ‚närrischen‘ Verhaltensweisen der Frauen auch das satirische Zerrbild der Frau als „[g]elehrte Närrin“ zeichnet. Da sie weibliche Lateinkenntnisse lediglich dem Hörensagen zuschreibt,<sup>835</sup> knüpft sie an alttradierte Muster an. Während das literarische Porträt zunächst einen weiblichen Gelehrtenkatalog<sup>836</sup> präsentiert und beteuert, dass ein „gelehrtes Frauenzimmer [...] allezeit hochgehalten werden“ (149) solle, kippt das ‚Frauenlob‘ schnell ins Gegenteil. Denn, so die Argumentation, „wann ein Frauenzimmer gar zu gelehrt will seyn/ so fällt sie oft in ein Zustand/ der auff teutsch Narrheit genennt wird“ (150). Unter Verweis auf die Preziösenkritik Molières wird weibliche Geistesbetätigung grundsätzlich der Lächerlichkeit preisgegeben:

Ja sie wird noch über den *Aristotelem* mit den *pretiosis riculis* deß *Moliere* einen *Tractat* heraus geben/ die *Spiritus familiares* auff den Leim-Ruthen zu fangen/ und wird sich die Welt sehr verbunden erkennen gegen einer solchen *Damoiselle*. Einen Koch-Löffel in die Hand/ sonst wird dirs zur Schand. (150)

Die Möchtegern-Gelehrte wird mithin zur französischen „*Damoiselle*“, die besser in der Küche ihrer ‚eigentlichen Bestimmung‘ („Koch-Löffel“) nachgehen solle.

---

**835** Gelehrte Närrin. In: [Anon.:] *Mala gallina, malum ovum*. Das ist: Wie die Alten sungen/ so zwitzern auch die Jungen. Im zweyten *Centi-Folio*. Von heutiger mit Hoffart aufgeblasenen Welt außgebrüteten Hundert Außbündigen Närrinnen/ Auch in *Folio*, Nach voriger *Alapatrit*-Pasteten-Art/ So vieler Narren *Generis Masculini*, Anjetzo Mit süßen *Confecturen delectiren* in einer gleichen Anzahl/ *Generis Foeminini*. Aller Ehr- und Tugend-liebenden/ auch klügern und Thorheit-fliehenden Frauen-Zimmer/ zur lustigen Zeit-Vertreib- und Warnung/ gleichsamb in einem *Moralischen Spiegel* durch hundert schöne Kupffer wohl-meinend vorgestellt. Wien: Johann Michael Christophori 1713, S. 148–153. Im Folgenden Seitenzahlen direkt im Fließtext.

**836** Genannt werden fünf mittelalterliche Äbtissinnen sowie die Heilige Angela von Böhmen, eine Königstochter, die „in das heilige Land [zog]/ [...] sich in den geistlichen Stand [begab]/ und [...] schöne geistliche Schrifften an den Tag gegeben“ habe, vgl. ebd., S. 148f., hier S. 149. Bezeichnenderweise finden die zahlreichen gelehrten Humanistinnen keine Erwähnung.

Dass weibliches Bildungsstreben unnütz sei, legt auch der beigegebene Kupferstich nahe [Abb. 46]. Dargestellt ist eine Frau im Studierzimmer, die sich an der Lektüre eines Buches versucht, dessen aufgeschlagene Seiten mit der Aufschrift „Weltgeschichte“ bereits die Hybris weiblichen Bildungsanspruchs verdeutlichen sollen. So ist der Stich mit folgenden Versen unterschrieben:



**Abb. 46:** Zu ‚gering‘ für die Weltgeschichte: Die Frau als „Gelehrte Närrin“. Einlage in *Mala gallina, malum ovum* (1713).



Es traumt mir, ich bin schon gelehrt,  
 Wann ich ein Buch zweymal verkehrt,  
 Ich blätter hin und blätter her,  
 Wanns auch nur ist von ohngefehr,  
 Noch ein paar Schuh darzu gehört,  
 Wenn man dich heissen soll gelehrt.<sup>837</sup>

Die jambischen Paarreime verweisen nicht etwa auf eine allgemeine Gelehrten-schelte.<sup>838</sup> Vielmehr wird dezidiert die Frau, die sich gelehrt wähnt, in ihrer Pseudogelehrsamkeit entlarvt und lächerlich gemacht. Zu ‚wahrer‘ Gelehrsamkeit fehlen indes noch „ein paar Schuh“, also ein paar Längeneinheiten.<sup>839</sup> Die gelehrten Humanistinnen scheinen vergessen; statt als Medium des Geschlechterkampfes präsentiert sich die Frauensatire der *Mala gallina* als konsensfähiger Normenkatalog.

### 5.3 Wider die pseudogelehrten Frauen. Zwei Fallstudien

Die ‚pseudogelehrte Frau‘ avanciert in der Frühen Neuzeit zum eigenständigen Sujet satirischer Darstellung. Um den Spannungsbogen zwischen Späthumanismus und Frühaufklärung auszumessen, seien zwei Texte vorgestellt, die jeweils von einem bedeutenden Autor und einer bedeutenden Autorin stammen: Während Jacob Balde in seinen neulateinischen Medizinersatiren die *mulierculas* schilt, die meinen, als Frauen im männlich geprägten medizinischen Diskurs mitsprechen zu können, hat paradoxerweise just die wohl gelehrteste Frau ihrer Zeit, Luise Gottsched, eine Komödie vorgelegt, welche die „doctormäßige Frau“ satirisch in ihre Schranken verweist. Dass Baldes Frauensatire eine Krise des sich in römischer Tradition verstehenden Genres markiert und Gottscheds anonyme

<sup>837</sup> Ebd., die Bild-Text-Kombination findet sich als Einlage nach S. 148.

<sup>838</sup> In seiner Quellensammlung kann Horber zeigen, dass das Porträt der ‚Gelehrten Närrin‘ zwar auf Ausschnitte aus Albert Conlins Darstellung des „Geldnarren“ sowie des „Weibnarren“ (Gelehrtenkatalog) zurückgreift, vgl. Horber: Echtheitsfragen, S. 20. Einen ‚gelehrten Narren‘ zeichnet Conlin allerdings nicht – wohl aber einen „ungelehrten Narren“, vgl. [Albert Joseph Conlin, Ps. Alberto Josepho Loncin von Gomin:] Der Christliche Welt-Weise Beweinnet Die Thorheit Der neu-entdeckten Narrn-Welt [...] 5 Bde. Augsburg 1706–1711, hier Bd. 3, S. 417–431.

<sup>839</sup> Vgl. DWB, Bd. 15, Sp. 1851f.: „schuh als längenmasz, [...] ein maasz, *pes*, welches man auch fusz heiszt, wann man den schuh am fusz behielt, so hiez vor zeiten dieses ein schuh, wann man aber mit bloszen füszen gemessen hiez es fusz. [...] die länge eines dinges nach schuhen messen“.

Übersetzung aus dem Französischen als heimliche Kritik der Frauensatire zu lesen ist, wird im Folgenden aufgezeigt.

### 5.3.1 Humanistische Frauensatire? Jacob Balde, *Contra mulierculas, virorum gloriam ac medicae laudis societatem usurpatis titulis aemulantes* (1651)

Die neulateinische Frauensatire *Contra mulierculas* des elsässischen Jesuitenpaters Jacob Balde (1604–1668), der als „einer der bedeutendsten Dichter des Barock“ gilt,<sup>840</sup> ist von der Forschung kaum beachtet worden.<sup>841</sup> Dabei läutete der just ins Predigeramt nach Landshut versetzte Balde 1651 mit seiner Hexameter-Sammlung gegen alle Widersacher der *Medicinae Gloria*<sup>842</sup> sein satirisches

---

**840** Hermann Wiegand: Ethnische und religiöse Minoritäten in den Medizinersatiren Jacob Baldes. In: Balde und die römische Satire. Balde et la satire romaine. Hg. von Gérard Freyburger, Eckard Lefèvre. Tübingen 2005, S. 151–169, hier S. 152. – Zu Balde siehe Wilfried Stroh: [Art.] Balde, Jacob. In: VL 17, Bd. 1, Sp. 412–445, eine ausführliche Bibliographie (bis 1997) findet sich in Wolfgang Beitinger, Wilfried Stroh: Bibliographischer Anhang. In: Georg Westermayer: Jacobus Balde (1604–1668), sein Leben und seine Werke. Photomechanischer Nachdr. der Ausg. München 1868. Hg. von Hans Pörnbacher, Wilfried Stroh. Mit einem Nachwort zur Ausgabe, einem Lebensbild Georg Westermayers, einem Register bearb. von Veronika Lukas und einer ausführlichen Bibliographie von Wolfgang Beitinger, Wilfried Stroh. Amsterdam, Maarssen 1998, S. 15\*–67\*. Mittlerweile liegen zum Jesuitenpater außerdem zwei neuere Sammelbände vor: Jacob Balde im kulturellen Kontext seiner Epoche. Zur 400. Wiederkehr seines Geburtstages. Hg. von Thorsten Burkard u. a. Regensburg 2006 sowie Balde und die römische Satire. Balde et la satire romaine. Hg. von Gérard Freyburger, Eckard Lefèvre. Tübingen 2005.

**841** Eine wichtige Ausnahme ist die, soweit ich sehe, einzige Besprechung der 17. Satire aus der *Medicinae Gloria* von Hermann Wiegand: *Ad vestras, medici, supplex prosternitur aras*. Zu Jakob Baldes Medizinersatiren. In: Heilkunde und Krankheitserfahrung in der frühen Neuzeit. Studien am Grenzrain von Literaturgeschichte und Medizingeschichte. Hg. von Udo Benzenhöfer, Wilhelm Kühnmann. Tübingen 1992, S. 247–269, der, wenn auch knapp, auf die „Traditionsbindung“ der 17. Satire *Contra mulierculas* an die zeitgenössische „Frauenschele“ aufmerksam macht (ebd., S. 256–258).

**842** Als hinsichtlich ihrer Wertung weitgehend veraltet gelten müssen wohl die Besprechung der Medizinersatiren Baldes von Joseph Knepper: Ein deutscher Jesuit als medizinischer Satiriker. Zum Jubiläum Baldes am 4. Januar 1904. In: Archiv für Kulturgeschichte 2 (1904), S. 38–59, Max Neuburger: Jakob Baldes medizinische Satiren. In: Wiener Medizinische Presse 46 (1905), S. 341–347, und Artur Hermann Scheunert: Arzt, Krankheit und Kurpfuscherei in den medizinischen Satiren von Jacobus Balde S.J. (1604–1668), Diss. Masch. Freiburg 1967. – Neuere Studien vorgelegt haben Carl Joachim Classen: Barocke Zeitkritik in antikem Gewande. Bemerkungen zu den medizinischen Satiren des *Teutschen Horatius* Jacob Balde S. J. In: Daphnis 5 (1976), S. 67–125, Wiegand: Zu Jakob Baldes Medizinersatiren, sowie ders.: Ethnische und religiöse Minoritäten. Einzelstudien finden sich in: Balde und die römische Satire 2005, siehe ebd. die Beiträge von Rolf Friedrich Hartkamp (zur 3. Satire) und Eckard Lefèvre (zur 5. Satire).

Spätwerk ein.<sup>843</sup> Der von seinen Zeitgenossen antonomastisch als ‚deutscher Horaz‘ gerühmte Gelehrte betont in paratextuellen Ausführungen immer wieder die schöpferische *novitas* als Merkmal großer Dichtung.<sup>844</sup> Allerdings lässt Balde keinen Zweifel an der didaktischen Wirkungsintention seiner Satiren,<sup>845</sup> wie er im ‚an den Leser‘ gerichteten Vorwort zur *Medicinae Gloria* hervorhebt: „Satyra animos intrat, ejectionisque vitiis morum temperiem quaerit inducere“ [„Die Satire dringt in die Geister ein und sucht anstelle der vertriebenen Laster, die richtige Mischung der Sitten einzuimpfen“].<sup>846</sup> Im Vergleich mit dem römischen Satiriker Juvenal inszeniert sich Balde hier als gemäßigter Strafredner, der sich angesichts der lasterhaften Zeitumstände bändigen müsse:

Nos certe festivum Carmen & innoxium proponere studuimus: minaciter potius jocos, quam seriò cruenti. [...] Indignationes Juvenalis & versus epilepsiam spirantes alteri materiae reserventur. Nostri seculi cursum considerans quis satis splenis ac bilis habeat!

[„Gewiss bemühten wir uns, ein heiteres und schuldloses Gedicht vorzulegen: Wir waren eher drohend scherzhaft, als ernstlich blutgierig. [...] Die Empörungen Juvenals und die epileptische Anfälle atmenden Verse mögen für einen anderen Stoff aufgespart bleiben. Wer könnte genug Milz und Galle haben, wenn er den Lauf unseres Zeitalters betrachtet!“]<sup>847</sup>

Die Selbstinszenierung Baldes wurde bisweilen beim Wort genommen und hat ihm und seinen Versen die Zuschreibung einer, der Produktionsästhetik Juvenals abgewandten, ‚satirischen Heiterkeit‘ eingebracht.<sup>848</sup> Trotzdem kritisieren die zweiundzwanzig Satiren der *Medicinae Gloria* sämtliche als ‚lasterhaft‘ eingestufte Personengruppen scharf, die sich angeblich unrechtmäßig für Ärzte

---

**843** Zu Baldes Satirebegriff siehe Doris Behrens: Jacob Baldes Auffassung von der Satire. In: Jacob Balde und seine Zeit. Hg. von Jean-Marie Valentin. Bern u. a. 1986, S. 109–126, die besonders Baldes selbsterklärte Wahlverwandtschaft zu Horaz herausstreicht, sowie Christoph Friedrich Sauer: *Animosum scribendi genus*. Annäherungen an den Begriff der *Satira* bei Jacob Balde. In: Balde und die römische Satire. Balde et la satire romaine. Hg. von Gérard Freyburger, Eckard Lefèvre. Tübingen 2005, S. 13–24.

**844** Vgl. ebd., S. 13–15.

**845** Dies betonen auch Wiegand: Zu Jakob Baldes Medizinersatiren, bes. S. 252–256, sowie Sauer: Annäherungen an den Begriff der *Satira*, S. 18.

**846** Jacob Balde: [Vorrede zur] *Medicinae Gloria* [...]. In: ders.: Opera Poetica Omnia. Bd. 4. Neudruck der Ausgabe München 1729. Hg. und eingel. von Wilhelm Kühlmann, Hermann Wiegand. Frankfurt am Main 1990, S. 368f., hier S. 369, Übers. ELB.

**847** Ebd., S. 369, Übers. ELB.

**848** Vgl. die Wertung von Sauer: Annäherungen an den Begriff der Satire, S. 16, der allerdings gleichzeitig Baldes „mit der Heiterkeit verbundene Forderung nach Ernsthaftigkeit und Wahrhaftigkeit“ betont (ebd.).

hielten.<sup>849</sup> In einem eigens an die „*Illustribus Christiani Orbis Medicis*“ gerichteten Vorbericht erläutert Balde seine Absicht, die ‚wahren Mediziner‘ durch seine Angriffe zu schützen vor „*agyrtæ, circumforanei, Cingari, idiotæ & muliercularum, malagmata componentium, curiosa imo absurda sagacitas*“ [„Landstreichern, Marktschreiern, ‚Zigeunern‘, Pfuschern und dem vorwitzigen, ja vielmehr abgeschmackten Scharfsinn der Umschläge machenden Weiblein“];<sup>850</sup> unter die „*monstris*“ zählt er „*atheos atque Judæos*“.<sup>851</sup> Durch die Entlarvung der ‚falschen‘ sollen die ‚wahren‘, gelehrten Mediziner umso heller scheinen und emporgehoben werden:

Hi omnes Medicinam, hoc est, Terrarum decus & Reipublicæ columnen, vel inscitia corrumpunt, vel impietate infamant. Digni proinde, qui sicut alieni nominis atque honoris raptores, victimarum ritu ad tumulum Galeni mactentur; Medicis, quemadmodum Simiæ ægris leonibus, objecti. Sacrificent alii gallum Æsculapio: Ex Poëta Pops factus, potius profanum hoc genus hominum, Satyrica securi percussus, immolandum putavi. Quantus decor assurget nobilissimæ Arti his probris recisis!

[„Diese alle verderben durch Unwissenheit oder bringen durch Gottlosigkeit die Medizin in üblen Ruf, welche die Zierde der Erde und die Stütze des Gemeinwesens ist; sie, die wie Räuber eines fremden Titels und Ruhms am Grabhügel des Galen nach Sitte der Opfertiere geschlachtet werden sollten, verdienen es daher, den Ärzten wie Affen den missvergnügten Löwen vorgeworfen zu sein. Mögen andere dem Aesculap einen Hahn opfern! Aus dem Dichter zum Opfertiener gemacht, glaubte ich vielmehr, dass dieser ruchlose Menschenschlag, nachdem er mit satirischem Beil hingestreckt worden war, geopfert werden musste. Welch große Zier wird sich für die vorzüglichste Kunst aus dieser getilgten Schmach erheben!“]

Statt ‚Heiterkeit‘ verfolgt Balde ein moraldidaktisches Schmähprogramm, das Medizin als exklusive Wissenschaft akademisch gebildeter Männer propagiert und ‚Trittbrettfahrer‘, wie fahrende Händler, Heiler, ‚Zigeuner‘, Juden sowie Frauen, die sich in die medizinische Sphäre wagten, diffamiert.<sup>852</sup> Die neulateini-

<sup>849</sup> Siehe dazu Classen: Barocke Zeitkritik, bes. S. 101f., sowie Wiegand: Ethnische und religiöse Minoritäten, bes. S. 152–158.

<sup>850</sup> Balde: [Vorrede], S. 369, Übers. ELB.

<sup>851</sup> Ebd., S. 369, Übers. BMB. Das folgende Zitat ebd., S. 369f., Übers. BMB.

<sup>852</sup> Vgl. Wiegand: Zu Jacob Baldes Medizinersatiren, S. 252: „Kennzeichnend für die keinesfalls populäre Haltung Baldes und seine Ausrichtung auf das Selbstverständnis der akademischen Elite ist die Tatsache, daß er Formen der Volks- und Außenseitermedizin schroff ablehnt. Die Satiren spiegeln so die akademische Monopolisierung des Heilberufs im Kreis der humanistisch gebildeten Ärzte“. Siehe dazu aus medizinhistorischer Sicht Barbara Elkeles: *Medicus und Medikaster. Zum Konflikt zwischen akademischer und ‚empirischer‘ Medizin im 17. und frühen 18. Jahrhundert*. In: *Medizinhistorisches Journal* 22 (1987), S. 197–211. Elkeles weist bereits darauf hin, dass für Frauen im zeitgenössischen medizinischen Diskurs lediglich „untergeordnete[] und karitative[] Tätigkeiten“ vorgesehen waren; verließen Frauen jedoch diesen „Kanon [...], w[u]rden

sche Faktur der Sammlung verweist auf den Anspruch Baldes, der auch deutschsprachige Dichtung vorlegte, mit seinen Satiren ein gleichsam paneuropäisches wie (lateinisch) gelehrtes, vornehmlich männliches Publikum zu erreichen.<sup>853</sup>

Baldes siebzehnte Satire wendet sich in 115 Hexametern „Contra mulierculas, virorum gloriam ac medicae laudis societatem usurpatis titulis aemulantes“, d. h. ‚gegen die Weiblein, die der Ehre der Männer und der Teilhabe am medizinischen Ruhm mit anmaßenden Titeln nacheifern‘. Dass Horaz das Diminutiv ‚muliercula‘ in seinen *Epoden* als Bezeichnung für Prostituierte verwendet hatte,<sup>854</sup> antizipiert bereits die Negativzeichnung, die hier Frauen zuteilwird, die medizinisch-wissenschaftliche Ambitionen verfolgen. Tatsächlich bewegt sich Balde mit seiner siebzehnten Satire wirkungsmäßig ganz im Stil der Moralsatire und hält sich stärker als bisher berücksichtigt an das antike Muster Juvenals.<sup>855</sup> Die dialogisch angelegte Verssatire eröffnet fiktiv das Gespräch eines (männlichen) Sprechers

---

sie Opfer einer Polemik, die vor allem angeblich weibliche Eigenschaft hervorhebt: Aberglaube, Klatschsucht, Vorwitz, Zank- und Streitsucht, dreiste Dummheit und Falschheit“ (ebd., S. 201).

**853** Dazu vgl. Behrens: Jacob Baldes Auffassung von der Satire, S. 118. – Die Transformation des literarischen Latein von der gelehrten Universalsprache zur gelehrten „Spielerei“ beschreibt Robert Seidel: Die ‚tote Sprache‘ und das ‚Originalgenie‘. Poetologische und literatursoziologische Transformationsprozesse in der Geschichte der deutschen neulateinischen Lyrik. In: Lateinische Lyrik der Frühen Neuzeit. Hg. von Beate Czaplá, Ralf Georg Czaplá, Robert Seidel. Tübingen 2003, S. 422–448. – Eine Gesamtübersetzung der *Medicinae Gloria* legte erstmals und wohl einzig der Theologe und Philologe Johann Neubig 1833 vor: Jakob Balde’s Medizinische Satyren, urschriftlich, übersetzt und erläutert von Johannes Neubig. 3 Tle, hier 1. Teil. München 1833, S. 161–169. Weil Neubigs Übersetzung sehr frei (und darin durchaus ansprechend) ist, wird sie im Folgenden nur zum Abgleich konsultiert. Auch DÜNNHAUPT, Bd. 9.1, S. 393, nennt einzig diese Übersetzung. Über Neubig (1799–[nach 1844]) ist kaum etwas bekannt, vgl. Ingrid Bigler-Marschall: [Art.] Neubig, Johann Baptist. In: Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. 11, Sp. 155.

**854** Siehe Hor. ep. 11, V. 23, sowie die Anmerkung von Niklas Holzberg: „Das hier gebrauchte Wort *muliercula* bezeichnet offensichtlich eine Prostituierte“ (Horaz: Sämtliche Werke, S. 687).

**855** Den Einfluss Juvenals auf Baldes Satiren konturiert hat Aude Lehmann: La satire des médecins chez Balde. Réminiscences juvénaliennes et réécriture personnelle. In: Balde und die römische Satire. Balde et la satire romaine. Hg. von Gérard Freyburger, Eckard Lefèvre. Tübingen 2005, S. 189–205, die Baldes siebzehnte Satire nur *en passant* (S. 199) nennt und vor allem auf Baldes fünfzehnte Satire ‚gegen Juden und Laienärzte‘ eingeht. – Für den starken Einfluss Juvenals spricht auch Baldes anvisierte, aber wohl nie ausgeführte *Satyra mulierum, contra viros*, die ausdrücklich als Kontrafaktur zu Juvenals sechster Satire („*opposita Satyrae Iuvenalis sextae*“) gedacht war, vgl. dazu den von Balde aufgestellten *Elenchus* möglicher Sujets: Jakob Balde: *Elenchus*. In: Eckard Lefèvre: Jakob Baldes *Expositio Polemico-Poetica* (1664). Eine satirische Verteidigung der lateinischen und neulateinischen Literatur. Einführung, Text, Übersetzung, Kommentar. Berlin, Boston 2017, S. 235–355, hier S. 307. Indem der Mörsersatire als Idee Nr. 320 allerdings eine *Virorum apologia. Sat. contra Satyram* unmittelbar folgt, entschärft Balde die intertextuelle Spielidee sogleich durch eine belehrende Einhegung.

mit einem (männlichen) Du, wobei die ersten zwei Verse als Exposition dienen und den Sprecher im diskursiven Feld der frühneuzeitlichen *Querelle des Sexes* und speziell der Frage nach Frauenbildung verorten:

Femineas cathedras praeceptoresque stolas  
Mirentur laudentque alii, sed non ego. [...].

[„Weibliche Lehrstühle und mit der Stola bekleidete Lehrer | mögen andere bewundern und loben, aber nicht ich.“]<sup>856</sup>

Ausdrücklich wendet sich der Sprecher von dozierenden Frauen ab, wie sie Erasmus' *Colloquium* bereits antizipierte.

Argumentativ lässt sich Baldes Verssatire in acht Abschnitte gliedern:

- I 1–2: Positionierung des Sprechers gegen ‚lehrende Frauen‘.
- II 3–9: Perspektivierende Hinleitung zu Negativbeispielen mit positiven Gegenbildern Isotta und Ginevra aus Verona. Kritik: Stolz bei gelehrten Frauen größer als Scham.
- III 10–43: Negativbeispiele: Gallas (akademisch begründeter) Stolz führt zu mangelnder Unterordnung unter Ehemann, die gelehrte Sulpicia ‚schwätzt‘ ununterbrochen.
- IV 44–60: Vorstellung vermeintlicher weiblicher medizinischer Erfolge.
- V 61–65: Lächerliche Entlarvung: Wenn die Frauen heimkehren, verrichten sie Hausarbeit.
- VI 66–73: Metapoetischer Dialog mit Rezipient. Apologie der Frauen?
- VII 74–84: Hilfsarbeiten, die Frauen angemessen sind.
- VIII 85–115: Schreckensbild der diabolischen Möchtegernmedizinerin in Männerkleidern.

Dass der Sprecher nicht etwa ‚schlechte‘ Ärztinnen schilt, sondern dezidiert Frauen, die sich anmaßen, Ärztinnen sein zu können, zeigt die misogynen Faktur der Satire, die sich offen in die Tradition der römischen Verssatire Juvenals stellt, der mit seiner sechsten ‚Weibersatire‘ einen Gründungstext der Frauensatire vorgelegt hatte.<sup>857</sup> Dabei beschränkt sich die Verbindung nicht nur auf topische Ähnlichkeiten. Obwohl Balde im Vorwort zur *Medicinae Gloria* vorgibt, sich produktionsästhetisch von den *indignationes* Juvenals abzugrenzen, ist seine siebzehnte Satire Juvenals Prätext sowohl strukturell als auch inhaltlich verpflichtet. Wenn ich die intertextuellen Juvenalbezüge im Folgenden aufzeige, soll damit zwar zum einen Baldes Verankerung in einer satirisch-misogynen Traditionsline deutlich werden, vor allem aber lässt sich zum anderen seine Aktualisierung der Frauensatire im zeitgenössischen Kontext nachvollziehen.

<sup>856</sup> Jacob Balde: Satyra XVII. Contra mulierculas, virorum gloriam ac Medica laudis societatem, usurpatis etiam titulis aemulantes. In: ders.: Opera Poetica Omnia. Bd. 4. Neudruck der Ausgabe München 1729. Hg. und eingel. von Wilhelm Köhlmann, Hermann Wiegand. Frankfurt am Main 1990, S. 423–426, hier S. 423, V. 1f., Übers. ELB.

<sup>857</sup> Zu Juvenals sechster Satire vgl. Kap. II.4.2.

In den Bahnen Juvenals steht der Neulateiner schon durch die dialogische Faktur, da ein Sprecher ein männliches ‚Du‘ fiktional adressiert. Außerdem arbeitet Balde, wie Juvenal, mit onomastischen Evokationen, indem weibliche Laster anhand exemplarisch genannter Frauen illustriert werden. Bereits Baldes erstgenannte „Cornelia“ lässt sich im Sinne einer onomastischen Intertextualität als intertextuelle Markierung<sup>858</sup> und Referenz an den Prätext lesen. Dass „Cornelia“ mehr Wert auf ihren *honor nominis* als auf ihr Schamgefühl lege,<sup>859</sup> erinnert an Juvenals Schelte der Gracchenmutter Cornelia, welcher er die ‚einfache‘ Venustina vorziehe:

[...] malo,  
malo Venustinam quam te, Cornelia, mater  
Gracchorum, si cum magnis virtutibus adfers  
Grande supercilium et numeras in dote triumphos.

[Lieber, viel lieber will ich eine Venustina als dich, Cornelia, o Mutter der Gracchen, wenn du zusammen mit deinen großartigen Tugenden auch gewaltigen Hochmut mitbringst und in deine Mitgift eure Triumphe einrechnest.]<sup>860</sup>

Die erotische Konnotation, die die paronomastische Verbindung der bevorzugten Venustina mit der Liebesgöttin Venus aufruft, übergeht Balde allerdings. Insgesamt sind die Namen aller weiblichen Exempelfiguren lateinisch-romanischen Ursprungs („Cornelia [...] Isota [...] Genebria [...] Prokuleja [...] Galla [...] Sulpicia [...] Bassa [...] Leconia [...] Baccara [...] Thelesilla“) und insofern meist eine Hommage an die römische Antike.<sup>861</sup> Im Stil Juvenals baut auch Balde metapoetische Kommentare in seine Satire, etwa wenn er die angebliche Notwendigkeit harter Worte beklagt („Ut ferus accusor crudusque Poëta! Quid autem?“ [Wie sehr werde ich angeklagt als wilder und grober Dichter! Warum aber?]<sup>862</sup>) und damit Juvenals pseudo-apologetische Auslassung imitiert.<sup>863</sup>

**858** Zum Begriff der ‚Markierung‘ in der Intertextualitätstheorie siehe Ulrich Broich: Formen der Markierung von Intertextualität. In: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Hg. von Ulrich Broich, Manfred Pfister. Tübingen 1985, S. 31–47.

**859** Vgl. Balde: Satyra XVII, V. 2–5:

[...] plena  
Invidiae atque odii res est Cornelia, magnum  
Doctae nomen habens, & honorem nominis hujus,  
Quam sanctum, cura servans majore, pudorem.

**860** Iuv. sat. VI, 166–169, Übers. Niklas Holzberg.

**861** Das gilt nicht für „Isota“ und „Genebria“; zu diesen beiden siehe meine Ausführungen im Folgenden.

**862** Balde: Satyra XVII, V. 66, Übers. ELB.

**863** Vgl. Iuv. sat. VI, 635–638.

Neben der Dialogizität, den Namensnennungen und dem metapoetischen Gestus finden sich jedoch auch inhaltliche Anklänge an Juvenals sechste Satire. Wenn etwa Galla so sehr dem Griechischen nachhängt, dass sie, selbst wenn sie sich kränkelnd hinlegt („recumbit“), Griechisch hustet,<sup>864</sup> alludiert Balde die freilich stärker sexualisierte Version Juvenals, in der Frauen gar „concum-bunt Graece“.<sup>865</sup> Auch Sulpicias in Geschwätzigkeit übergehender Weingenuss ist strukturell und thematisch an Juvenals Darstellung römischer Frauen angelehnt.<sup>866</sup> So verbinden beide Satiren die trinksüchtige unmittelbar mit der gelehrten Frau. Beidesmal wird dabei deren rote Gesichtsfarbe genannt, wobei Juvenals Frau vor allem aufgrund einer erotischen Massage „rubicundula“ vor dem Weinfass erscheint;<sup>867</sup> Baldes Sulpicia hingegen treibt der Wein selbst „rubore“ ins Gesicht.<sup>868</sup> Beide Texte zeichnen sodann das Bild der Frau, die sich in Trinkgefäße „schlängelt“:

[...] nam sic, tamquam alta in dolia longus  
deciderit serpens, bibit et vomit. [...]

[Denn wie eine große Schlange, die tief  
runter ins Weinfass gefallen ist, trinkt und  
kotzt sie.]<sup>869</sup>

[...] In calices curvatur ut amphisbaena  
In fluvium, nupsit Baccho vultusque rubore  
Testatur, quantas fundo vacuaverit urnas.

[Sie biegt sich in die Pokale wie die doppel-  
köpfige Schlange in den Fluss, hat dem  
Bacchus sich vermählt und zeigt durch die  
Gesichtsrotte an, wie viele Krüge sie von  
Grund auf geleert hat.]<sup>870</sup>

Während Juvenal die Schmähung der gelehrten Frau direkt an die Weinpassage anschließt, verdichtet Balde Juvenals Argumentationsgang, indem er die Trinkerin mit der gelehrten Schwätzerin verflucht:

Potitat assiduo datque oscula cara lagenae.  
Aut bibit aut loquitur sputumque volubile miscet.  
Quondam etiam torto facit enthyemata nodo.

**864** Vgl. Balde: Satyra XVII, V. 23–27:

Si quam ipsa minus belle valet atque recumbit,  
Non communis eam vexat, sed Jonica tussis.  
Sic tremulo supplantat Jonica verba palate.  
Haec dialectus enim placet, et non Attica. Nunquam  
Vulgari aut raro contenta es temina more.

**865** Iuv. sat. VI, 191.

**866** Vgl. Balde: Satyra XVII, V. 36–43, und Iuv. sat. VI, 425–456.

**867** Iuv. sat. VI, 425.

**868** Balde: Satyra XVII, V. 37.

**869** Iuv. sat. VI, 431f., Übers. Niklas Holzberg.

**870** Balde: Satyra XVII, V. 36–38, Übers. BMB.



Vah! huic conveniens quis epistomium dabit ori  
Harpocrates? fluit ac pertusum est undique labrum.

[Unablässig bechert sie und gibt der Flasche zärtliche Küsse. Entweder sie trinkt oder sie spricht und mischt den rollenden Speichel. Manchmal stellt sie sogar Betrachtungen mit gewundenem Knoten an. Ha! Welcher Harpocrates (Genius des Schweigens) wird diesem Mund einen passenden Stöpsel geben? Es fließt und überall wurde die Lippe durchlöchert.]<sup>871</sup>

Der fließende Wein führt assoziativ zu fließenden Worten, welche die weiblichen Lippen in doppelter Metaphorik zum Übersprudeln bringen.

Auch die sexuelle Konnotation ärztlicher Untersuchungen übernimmt Balde von Juvenal, wenngleich er die Rollen der Akteure vertauscht: Während Juvenal Frauen evoziert, die sich gern vor Ärzten entblößen –

[...] illa voluptas  
Summa tamen, quod iam calida matura iuventa  
Inguina traduntur medicis, iam pectine nigro.

[Die größte Lust wird jedoch erreicht, wenn das Geschlechtsteil den Ärzten im bereits reifen Zustand und mit schwarzem Schamhaar ausgeliefert wird und der junge Mann bereits Leidenschaft empfindet.]<sup>872</sup>

– zeichnet Balde die lustige Möchtegern-Ärztin, die besonders gern junge Männer untersucht:

Nec dubitat morbum quemcunque invadere lixæ,  
Mensuramque manu venæ librare virilis[.]

[Und sie zögert nicht, sich einer jeden Krankheit des Marketenders anzunehmen und von Hand die Größe der männlichen Ader [Puls/Penis] abzuwägen.]<sup>873</sup>

Die doppeldeutige Wendung verhüllt nur scheinbar die Botschaft der wollüstigen Frau, die sich unverzüglich dem männlichen Körper zuwendet. Ein transponiertes Juvenal-Zitat enthält auch der Schluss von Baldes Satire, wenn die sich in medizinischen Belangen gelehrt wählende Frau in ihrer ‚eigentlichen‘ Rolle zeigen soll: verkleidet als Mann. Wenn Juvenal den gelehrten Frauen bereits eine antike Version des *Cross-Dressings* geraten hatte –

nam quae docta nimis cupit et facunda videri  
crure tenus medio tunicas succingere debet,  
caedere Silvano porcum, quadrante lavari.

<sup>871</sup> Ebd., V. 39–43, Übers. BMB.

<sup>872</sup> Iuv. sat. VI, 368–370, Übers. Niklas Holzberg.

<sup>873</sup> Balde: Satyra XVII, V. 101f., Übers. BMB.

[„Denn eine Frau, die allzu gelehrt und redegewandt wirken will, soll besser gleich die Tunika bis zur Mitte des Beines hochbinden, ein Schwein für Silvanus schlachten und für das Bad nur einen Viertel-As zahlen“].<sup>874</sup>

– schmückt Balde seine Empfehlung zum habituellen Geschlechtswechsel noch aus:

Hoc agat, & mutet nomen. convicia dicat  
Naturæ; tunicam & mitram, & redimicula ponat:  
Vestituque novo Paduam se conferat. At ne  
Sic quoque prodatur. lento conamine quadret  
Verba loquens graviore sono: retroque capillos,  
Quos habet, affigat mento; ac barbata vegetur  
Muribus Alpinis medias succincta per urbes.

[„Möge sie dies tun und ihren Namen ändern! Möge sie der Natur Schmähungen sprechen! Möge sie die Tunica, die Haube und das Haarband ablegen und sich in neuer Kleidung nach Padua begeben! Damit sie sich so aber auch nicht verrät, soll sie die Worte, die sie mit recht tiefer Stimme sprechen möge, mit ruhigem Bemühen vervollständigen und die Haare, die sie hat, soll sie von hinten dem Kinn anheften und so bebartet und mit Murmeltieren<sup>875</sup> umgürtet mitten durch die Städte streichen.“]<sup>876</sup>

Frauen, die Ärztinnen sein wollen, verlassen, so Balde, mithin die ‚weibliche‘ Sphäre und sollten ihre Digression auch äußerlich markieren. Den Weg über die Alpen zur renommierten medizinischen Fakultät in Padua soll die medizinisch ambitionierte Frau folglich mit ihren Heilmitteln und zum Bart nach vorn gebundenem Haar, als Mann verkleidet, auf sich nehmen. Zu ihrer weiblichen Genderrolle jedenfalls passe ihr Anliegen nicht.

Die Durchsicht zeigt bereits, dass sich Balde nicht sklavisch an Juvenal hält, sondern den antiken Autor, durchaus aemulativ sowie im Sinne seiner programmatisch postulierten *novitas* aktualisiert. Eine wesentliche Neuerung stellt freilich Baldes doppelte Einschränkung auf ‚medizinisch gelehrte Frauen‘ dar. Anders als das römische Muster verharret Balde außerdem nicht in der Verächtlichmachung

<sup>874</sup> Iuv. sat. VI, 445–447, Übers. Niklas Holzberg.

<sup>875</sup> So wurden dem Fett der Murmeltiere lange heilende Kräfte zugesprochen: „Man heilt damit Gliederreißen (Rheuma), Lähmung (Paracelsus), Sehnenzerrung und Muskeldehnung, Brandwunden, Frostbeulen, Lungentuberkulose (äußerlich und als Nahrungsmittel), Leibschnitten, Husten, Brustverhärtung, Hodenbrüche, ‚herzgesper‘ oder Abnehmen der Kinder, Kopfleiden (bei abnehmenden Mond)“ (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. unter bes. Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer von Hanns Bächtold-Stäubli. 10 Bde. Berlin, Leipzig 1927–1942, Bd. 6, Sp. 630–632, hier Sp. 631), gleichzeitig wurden die Tiere vor allem von „ambulante[n] Schausteller[n]“ als „Kuriosa“ vorgeführt (DWb, Bd. 6, Sp. 379).

<sup>876</sup> Balde: Satyra XVII, V. 104–110, Übers. BMB.

negativer Frauenbilder. Ganz im Einklang mit dem zeitgenössischen Satireverständnis zeichnet der Sprecher auch weibliche Positivbilder.<sup>877</sup> Dennoch überrascht das bereits zu Beginn verkündete Lob, das, nach tadelnden Worten über die ‚hochmütige‘ Cornelia, zwei Frauen durchaus unironisch zugesprochen wird:

Laudo tuam Isotam, celebris Verona, tuamque  
Laudo Veronam, cantata Genebria. [...]

[„Ich lobe deine Isotta, berühmtes Verona, und dein | Verona lobe ich, gepriesene Ginevra.“]<sup>878</sup>

Bei den zwei genannten Veroneserinnen handelt es sich wohl um die adeligen Schwestern Isotta und Ginevra Nogarola (1418–1466 und 1419–1465).<sup>879</sup> Diese hatte bereits Johann Frawenlob in seinem Lexikon *Lobwürdige Gesellschaft der gelehrten Weiber* (1633) aufgenommen:

Isota Novarella.) Eine Jnngefraw [sic] zu Verona in Italia/ ist in der Philosophia vnd Theologia trefflich gelehrt/ vnd eines hohen Verstandes gewesen/ wie sie dann vntr andern jre grosse Geschicklichkeit in jhren Oracionibus vnd Gesprächen/ die sie den beyden gelehrten Bapsten Nicolao dem Fünfften/ vnd Pio dem Andern zugeschrieben/ herzlich bewiesen. Sie hat auch einen Dialogum geschrieben/ in welchem sie durch Colloquentes Disputiert/ ob Adam oder Eva zum höchsten vnd gröbsten gesündigt habe. Wie Ravius anzeigt.<sup>880</sup>

Genebria.) Ein Weib zu Verona in Italia/ zu den Zeiten Babst Pii deß Andern/ hat jhr einen vnsterblichen Namen mit jhrer Geschicklichkeit gemacht/ sie hat köstliche Lateinische Episteln voller Lehr vnd Weißheit geschrieben/ vnd schöne Orationes gehalten.<sup>881</sup>

Die Wertschätzung, die den zwei hochgelehrten Frauen entgegengebracht wird, ist innerhalb der Satire durchaus paradox, gleichzeitig verbürgt sie die Ambivalenz, die einer ‚späthumanistischen‘ Frauensatire eingeschrieben ist. Während Juvenal gelehrte Frauen pauschal abwerten konnte, ist dies für den humanistischen Dichter problematisch. Vor allem die päpstliche Korrespondenz und

**877** Vgl. dazu auch Wiegand: Zu Jacob Baldes Medizinersatiren, S. 253, der konstatiert: „In Baldes Medizinersatiren hingegen wird regelmäßig dem als verkehrt apostrophierten Verhalten von Pfuschern und unfähigen Ärzten das positive Gegenbeispiel ohne alle Verfremdung affirmativ gegenübergestellt“.

**878** Balde: Satyra XVII, V. 6f.

**879** Zu den Schwestern siehe Lorenzo Carpanè: [Art.] Nogarola, Isotta. In: *Dizionario Biografico degli Italiani*. Hg. von Raffaele Romanelli, Mario Caravale. 100 Bde. Rom 1960–2020, hier Bd. 78 (2013), S. 680–683.

**880** [Anon., Ps. Frawenlob:] *Die Lobwürdige Gesellschaft der Gelehrten Weiber*, S. 24. – Auch das *Frauenzimmer-Lexicon* (1715) nahm die berühmte Veroneserin auf, vgl. *Frauenzimmer-Lexicon* 1715, Sp. 946f.

**881** [Anon., Ps. Frawenlob:] *Die Lobwürdige Gesellschaft der Gelehrten Weiber*, S. 21. – Auch sie findet sich im *Frauenzimmer-Lexicon* 1715, Sp. 652f.

mithin das Vertrauen des ‚Heiligen Vaters‘ dürfte wohl dafür gesorgt haben, dass der Jesuit die italienischen Schwestern vordergründig von seiner Kritik ausnimmt. Die doppelte Betonung von deren Herkunftsort Verona kann jedoch auch als topographischer Bann gelesen werden, der dieser Stadt die beiden Gelehrten gönnerhaft überlässt, die eigenen Gefilde allerdings von gelehrten Frauen freihalten möchte. Indes findet sich in der siebzehnten Satire nicht nur dieses Frauenlob; auch wird Frauen eine medizinische Hilfstätigkeit, darin zeitgenössische Diskurse aufgreifend, durchaus zugebilligt, etwa die fürsorgliche Krankenpflege (als Köchin, Bettmacherin, Hebamme).<sup>882</sup> In wissenschaftlichem Sinne ‚anspruchsvollere‘ Tätigkeiten allerdings darf sich eine Frau nicht anmaßen, wie der Sprecher in einer rhetorischen Frage ironisch unterstreicht:

[A]t quid in abstrusa penitus ratione medendi  
Præsigne[s] æquare viros ac vincere gestit,  
De *Lauro* et *Quercu* cum pondere nomen habente[s]?

[„Aber warum begehrt sie, ausgezeichneten Männern, die von Lorbeer und Eiche ihren Namen mit Ansehen führen, in der tief und wohl verborgenen Lehre des Heilens gleichzukommen und zu übertreffen?“]<sup>883</sup>

Neben dem Angebot ‚positiver‘ Frauenbilder zeichnet sich Baldes Satire gegenüber Juvenals Ausgangstext durch drei weitere Aspekte aus: Während seine Satire im Gegensatz zur antiken Vorlage stark desexualisiert ist, aktualisiert er sein Sujet in doppelter Hinsicht. So inkorporiert er zum einen die in der frühneuzeitlichen *Querelle des Sexes* virulente Herrschaftsthematik, etwa wenn Gallas Gelehrsamkeit zu ehelichen „lites“ avancieren<sup>884</sup> („Nam quae docta velit mulier submittere fasces?“ [„Denn welche gelehrte Frau würde die Rutenbündel sinken lassen wollen?“]).<sup>885</sup> Weil gelehrte Frauen ihrerseits Herrschaftsansprüche stellen könnten, gefährden sie die gesellschaftliche Ordnung, die auf einem heteronormativen, hierarchischen Prinzip beruht. Zum anderen nimmt Balde die durch den zeitgenössischen Hexenwahn stimulierte diabolische Inkriminierung der medizinisch gelehrten Frau auf, wengleich er die Anschuldigung in ein antik-mythologisches Gewand kleidet.<sup>886</sup> So überrage der ‚gefährliche‘ weibliche Wissensseifer gar jenen der Zauberin Medea:

**882** Vgl. Balde: Satyra XVII, V. 74–84. – Den zeitgenössischen Diskurs konturiert knapp Elkeles: *Medicus und Medikaster*, bes. S. 200f.

**883** Balde: Satyra XVII, V. 85–87, Übers. BMB.

**884** Ebd., V. 21.

**885** Ebd., V. 22, Übers. BMB.

**886** Auf die von Balde in die Frauensatire eingebrachte Hexenthematik verweist bereits Wiegand: Zu Jacob Baldes Medizinersatiren, S. 258f., der den Hexenvorwurf allerdings als „neues Moment“ deutet, das Balde „in die satirische Frauenschelte“ einführe (ebd., S. 258).

Pluraque nosse cupit, quam sciverit usa dracone  
Auriga virgo, gelidis Ætias Oris.

[„Und sie will noch mehr wissen als die Tochter des Äetas (d.i. Medea) wusste, die sich als jungfräuliche Wagenlenkerin des Drachens in eisigen Gegenden bedient hatte.“]<sup>887</sup>

Indem Balde die antike Lenkerin des Drachenwagens als Vergleichssubjekt heranzieht, wird die heilkundige Frau als gefährliche ‚Hexe‘ gebrandmarkt.

Doch neben zeitgeschichtlicher Aktualisierung entwirft Balde zweitens ein in dieser Form bei Juvenal nicht vorhandenes satirisches Kippmoment der Entlarvung, wenn Lecania nach belanglosen Reden („Nugae!“<sup>888</sup>) über selbstkreierte „pastillos“,<sup>889</sup> die sie als Vorsitzende auf gelehrten Vereinigungen der Männer halten darf, nunmehr zu Hause die Treppe putzt:

Tu ride. Nam mox eadem Lecania, quanta-  
Cunque tumet palmamque viris auferre laborat,  
Fabula cum finita est et posuit caliendrum,  
Vasa domi purgat scalasque et mollibus aptat  
Staminibus radios et versat pollice fusum.

[„Lache Du nur! Denn bald wäscht eben diese Lecania, wie sehr sie sich auch aufplustert und den Männern die Palme zu entreißen müht, sobald das Theaterstück beendet ist und sie die Perücke abgelegt hat, zuhause das Geschirr ab, fegt die Treppen, passt den weichen Kettfäden die Weberschiffchen an und dreht mit dem Daumen die Spindel.“]<sup>890</sup>

Indem der Sprecher die ehrgeizige Rednerin mit der geforderten Hausfrau kontrastiert, soll die lächerliche Diskrepanz dieser zwei Welten hervorgehoben werden, wie die antizipierte Rezeptionshaltung („Tu ride“) nahelegt. So sind Frauen, die vor Männern sprechen, für Balde nicht nur zu belächeln, sondern, als *fabula* entlarvt, durch eine exklusiv-männliche Lachgemeinschaft unironisch auszuschließen.

Tatsächlich ist Baldes siebzehnte Satire gegenüber Juvenals Vorlage gemäßigt und ambivalent, was vor allem ihrer zeitgenössischen Aktualisierung geschuldet ist: Weil *de facto* gelehrte Frauen wie Isotta und Ginevra Nogarola von kirchlicher wie humanistischer Seite geehrt und weil weibliche Dienste als untergeordnete ‚medizinische Helferinnen‘ zeitgenössisch als wertvoll erachtet wurden, kann Juvenals misogynen Schmähprogramm im 17. Jahrhundert nicht ausgeschöpft werden, wenn sich der Satiriker als Zeitkommentator versteht. Dennoch zeigt

<sup>887</sup> Balde: Satyra XVII, V. 91f., Übers. BMB.

<sup>888</sup> Ebd., V. 59.

<sup>889</sup> Ebd., V. 57.

<sup>890</sup> Ebd., V. 61–65, Übers. BMB.

vor allem die abschließende, an Juvenal angelehnte *Cross-Dressing-Vision*, dass Baldes Satire keineswegs eine Palinodie der ‚Weibersatire‘ darstellt. Das Schreckbild der Frau in Männerkleidern erklärt all jene Frauen, die sich (medizinische) Bildung aneignen wollen, zu ‚Grenzüberschreiterinnen‘ ihres Geschlechts und mithin Kritikerinnen der göttlichen Ordnung. Baldes Frauensatire propagiert ein konservativ-biblisches Frauenbild, das die Frau in eine untergeordnete Stellung zurückruft. Die Satire reagiert somit auf eine wachsende Frauengelehrsamkeit, der darüber unglückliche Männer mit einer nur vorgeblichen ‚satirischen Heiterkeit‘ zu begegnen suchten. Baldes Juvenal-Rezeption markiert folglich auch die Krise einer humanistisch geprägten Frauensatire, die in der Tradition des römischen Satirikers Juvenal steht.

### 5.3.2 Barocke Nachwehen? Luise Adelgunde Victorie Gottsched, *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke* (1736)

1736 erscheint anonym *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke*, die erst posthum von ihrem Mann Johann Christoph der Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus (1713–1762) zugeschrieben wurde.<sup>891</sup> Im Zentrum der Komödie steht, wie der Untertitel angibt, die lächerliche Zurschaustellung der „doctormäßigen Frau“. Die Komödie ist in der Forschung rege besprochen worden,<sup>892</sup> auch weil

<sup>891</sup> Siehe [Luise Adelgunde Victorie Gottsched:] *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke*. Komödie. Hg. von Wolfgang Martens. Bibliogr. erg. Ausg. Stuttgart [1968] 1996. Im Folgenden Seitenzahlen direkt im Text. – Zum gelehrten und dennoch ungleichen Paar siehe den Sammelband *Diskurse der Aufklärung. Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched*. Hg. von Gabriele Ball, Helga Brandes, Katherine R. Goodman. Wiesbaden 2006.

<sup>892</sup> Neuere Einzelstudien bieten Sylvia Schmitz-Burgard: *Fashioning mind or body. Women's choices in 1736. Luise Adelgunde Victorie Gottsched's life in view of *Die Pietisterey im Fischbein-rocke, oder die Doctormäßige Frau**. In: *Daphnis* 42.1 (2013), S. 237–263, Nicola Kaminski: *Gottsched/in oder Umwege weiblicher Autorschaft. Die Vernünftigen Tadlerinnen – *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau – Herr Witzling**. In: Anonymität und Autorschaft. Zur Literatur- und Rechtsgeschichte der Namenlosigkeit. Hg. von Stephan Pabst. Berlin, Boston 2011, S. 89–127, Bettina Bannasch: *Von Menschen und Meerkatzen. Luise Adelgunde Victorie Gottscheds *Pietisterey im Fischbein-Rocke**. In: *Pietismus und Neuzeit* 35 (2009), S. 253–268, Hans-Peter Ecker: *Antipietistische Satire und Dokument problematischer weiblicher Identität. Luise Adelgunde Victorie Gottscheds *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau**. In: *Revista de filología alemana* (16) 2008, S. 53–64, W. Daniel Wilson: *Obedience*. In: *Publications of the English Goethe Society* 77.1 (2008), S. 47–59, Barbara Becker-Cantarino: „Wenn ich mündig, und hoffentlich verständig genug seyn werde---“. Geschlechterdiskurse in den Lustspielen der Gottschedin. In: *Diskurse der Aufklärung. Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched*. Hg. von Gabriele Ball, Helga Brandes, Katherine R. Goodman. Wiesbaden 2006, S. 89–106, Paola Bozzi: ‚Heroine of scholarship‘ and woman writer. L.A.V. Kulmus Gottsched's *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; oder die doctormäßige Frau*. In: *Harmony in discord*. German

sie ein Paradox in sich birgt: In der ‚ersten Komödie der Aufklärung‘<sup>893</sup> schildert eine ‚doktormäßige‘ Frau „doctormäßige“ Frauen.<sup>894</sup> So zeigen bereits Autorenporträts des 18. Jahrhunderts Luise Gottsched als weibliche Gelehrte, wie etwa der 1757 angefertigte Kupferstich des Leipzigers Johann Martin Bernigeroth [Abb. 47], der in einer Erweiterung des bekannten Ölgemäldes von Elias Gottlob Haußmann (um 1750), ‚die Gottschedin‘ im Dreiviertelporträt vor einem verglasten Bücherschrank positioniert. Während sie mit der rechten Hand die obere Lage ihres Korsettkleides umschlägt, ruht ihre linke Hand ausgestreckt auf einem Band von Addisons und Steeles Zeitschrift *Spectator*, deren Übersetzung ins Deutsche sie maßgeblich verantwortet hatte.<sup>895</sup> Statt Haußmanns Blumengesteck ist auf ihrem Haupt, wenn auch versteckt, ein Lorbeerkranz zu erkennen,<sup>896</sup> der sich hinter ihrem Hals über die linke Schulter auf ihr Dekolleté schlängelt und sie mithin als bedeutsame Dichterin auszeichnet.<sup>897</sup>

---

women writers in the eighteenth and nineteenth centuries. Hg. von Laura Martin. Bern u. a. 2001, S. 69–93, Helga Brandes: Luise Adelgunde Victorie Gottsched, *Die Pietisterei im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau*. In: Dramen vom Barock bis zur Aufklärung. Stuttgart 2000, S. 200–223, Nancy Kaiser: In our own words. Dramatizing history in L.A.V. Gottsched's *Pietisterei im Fischbein-Rocke*. In: Thalia's daughters. German women dramatists from the eighteenth century to the present. Hg. von Susan L. Cocalis, Ferrel Rose. In Zusammenarb. mit Karin Obermeier. Tübingen, Basel 1996, S. 5–15, Richard Critchfield: Beyond Luise Gottsched's *Die Pietisterei im Fischbein-Rocke oder die Doctormäßige Frau*. In: Jahrbuch für internationale Germanistik 17.2 (1985), S. 112–120.

**893** Vgl. bereits Günter Wicke: Die Struktur des deutschen Lustspiels der Aufklärung. Versuch einer Typologie. Bonn 1964, S. 125: „Die ‚Pietisterei im Fischbeinrock‘ (1736) ist das erste Lustspiel der Aufklärung; es begründet die Gattung und zeigt die polemischen Möglichkeiten, die sie bietet“.

**894** So ist bisweilen versucht worden, das Stück als präfeministisches Manifest zu lesen, vgl. Bozzi: ‚Heroine of Scholarship‘, S. 77: „In making women aware that they are potentially equal to men, she [scil. Luise Gottsched] is providing what we now refer to as the rising of a feminist consciousness“.

**895** Vgl. dazu Wolfgang Martens: Nachwort. In: Luise Adelgunde Victorie Gottsched: *Die Pietisterei im Fischbein-Rocke*. Komödie. Hg. von Wolfgang Martens. Bibliogr. erg. Ausg. Stuttgart [1968] 1996, S. 151–167, S. 152.

**896** Zum Lorbeerkranz als triumphales Insigne der Dichter siehe Emma Louise Brucklacher, Bastian Max Brucklacher: Lorbeerkranz. In: *Compendium heroicum*. Hg. von Ronald G. Asch, Achim Aurnhammer, Georg Feitscher, Anna Schreurs-Morét, publiziert vom Sonderforschungsbereich 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ der Universität Freiburg. Freiburg 13.02.2020. DOI: 10.6094/heroicum/lkd1.1.20200213.

**897** Der ‚Digitale Porträtindex‘ verweist u. a. auch auf ein 1741 vom Schabkünstler Johann Jakob Haid angefertigtes Hüftbild im Dreiviertelprofil, das Luise Gottsched vor einer Bücherwand zeigt. Ihre rechte Hand schlägt eine Seite im seitlich links neben ihr aufgeschlagenen Buch um, vgl. <<http://www.portraitindex.de/documents/obj/33022011>> [15.03.2022]. – Trotz ihrer Gelehrsamkeit wurde Luise Gottsched zeit lebens allerdings nicht zur *poeta laureata* gekrönt, vgl. John



**Abb. 47:** Die Gelehrte: Luise Victorie Adelgunde Gottsched. Kupferstich von Johann Martin Berningeroth, Leipzig 1757, nach dem Gemälde von Elias Gottlob Haußmann.



Wohl aufgrund der Poinierstellung für das Drama der Aufklärung wurde *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke* bislang vor allem im Lichte des 18. Jahrhunderts beleuchtet. Die literarische Tradition der Frauensatire mit ihrer spezifischen Ausformung der satirischen Darstellung (pseudo)gelehrter Frauen ist dagegen kaum berücksichtigt worden.<sup>898</sup> Ich möchte die Komödie im Folgenden, anknüpfend an Überlegungen von Nicola Kaminski zu Luise Gottscheds andronymischer Autorschaftsinszenierung,<sup>899</sup> als performative Kritik der Übersetzerin an der weiblichen Gelehrtensatire lesen, die allerdings – darin paradigmatisch für die proteische Gattung der Satire – durch ihr auch in der Frühaufklärung konsensfähiges Sujet ein Modell für weitere satirische Pietistinnen-Schelten bot, etwa Christian Fürchtegott Gellerts Lustspiel *Die Betschwester* (1745).<sup>900</sup>

Die *Pietisterey* ist indes kein ‚Originalwerk‘, sondern beruht auf der französischen Vorlage Guillaume-Hyacinthe Bougeants: *La Femme docteur, ou la théologie janseniste tombée en quenouille* (1690–1743), die Luise Gottsched bereits 1732 auf Anregung Johann Gottscheds einsah und schließlich übersetzte.<sup>901</sup> Die einbürgernde Bearbeitung, die die Handlung aus dem Paris der Jansenisten in

---

L. Flood: The Laureation of Poets in the Holy Roman Empire. An Introduction. In: Poets Laureate in the Holy Roman Empire. A Bio-bibliographical Handbook. 4 Bde. Berlin, New York 2006, Bd. 1, S. xlvii–cclv, bes. S. ccxxvii.

**898** Freilich hat Martens darauf hingewiesen, dass „Bougeant und mit ihm seine deutsche Bearbeiterin manches Motiv der Komödie Molières verdanken. Die Satire auf die *doctormäßigen* Frauen, die sich voller Ambition der theologischen Gelehrsamkeit annehmen, ist offensichtlich in Molières *Femmes Savantes* vorbereitet“ (Martens: Nachwort, S. 159). Auf die satirische Dimension des Werks der ‚Gottschedin‘ hingewiesen hat in neuerer Zeit Hilary Brown: Luise Gottsched the Satirist. In: *Modern Language Review* 103.4 (2008), S. 1036–1050. Banasch macht auf die Aufnahme von Topoi der Gelehrtensatire in der *Pietisterey* aufmerksam, allerdings ohne auf eine Tradition der Satire weiblicher Gelehrsamkeit zu verweisen, vgl. Bannasch: Von Menschen und Meerkatzen, bes. S. 260f.

**899** So liest Kaminski Luise Gottscheds anonym-pseudandronymische Komödie weniger als überzeugte Pietistenschelte, „[d]enn ihre verborgene Autorin ist der lutherischen Orthodoxie sowenig zuzurechnen wie ihr darum wissender Gatte“ (Kaminski: Gottsched/in oder Umwege weiblicher Autorschaft, S. 106). Vielmehr gehe es hier um etwas anderes: „Jenseits der orthodoxen Verlachkomödie formuliert es einen exklusiven Appell an den Leser Gottsched, das für *ihn* allein auf einem inneren Schauplatz gegebene Stück *Die Doctormäßige Frau* in der zeitgenössischen literarischen Öffentlichkeit zu verorten“ (ebd., S. 106f.). So sei Luise Gottsched ja selbst „zu jenem Typus ‚klugseynwollendes Frauenzimmer‘“ zu zählen (ebd., S. 122).

**900** Vgl. Brown: Luise Gottsched the Satirist, S. 1049.

**901** Vgl. dazu den Brief von Luise Kulmus an Johann Christoph Gottsched vom 30. Mai 1732, in welchem sie auf die Anregung Bezug nimmt: „Sie verlangen meine Meynung über die Schrift: *La femme Docteur ou la Théologie janseniste tombée en Quenouille*? Ich finde viel Aehnlichkeit unter den französischen Jansenisten und den deutschen heuchlerischen Frömmlingen. Weder die einen noch die anderen haben meinen Beyfall. Ich werde mich hüten auf Nebenwege zu

ein pietistisches Königsberg verlagert, weist nur wenige völlig eigenständige Zusätze auf.<sup>902</sup> Der Komödie vorangestellt sind in der „Vorrede des Herausgebers“ zwei Briefe zwischen „Herausgeber“ und „Verfasser“, die neben poetologischen Überlegungen zur Satire und dem Hinweis auf den französischen Prätext eine anonyme männliche Autorschaft fingieren.<sup>903</sup> So versichert der „Herausgeber“ dem „Verfasser“ seine Verschwiegenheit in Autorschaftsfragen und verbürgt die ‚männliche‘ Legitimität der Satire:

Denn was wollen die Gegner davon sagen? Ist es etwan eine Sünde, lächerliche Leute auszulachen? [...] Daher haben schon längst verständige Männer geurtheilet, man müsse solchen Schwärmern die Ehre nicht mehr anthun, ernstlich wider sie zu streiten; und würde besser thun, wenn man sie mit Satyrischen Waffen zu erlegen bemühet seyn würde. Dieses haben nun E.H. mit so glücklichem Erfolg ins Werck gerichtet, daß dadurch nothwendig einer unzehlbahren Menge verführter Seelen die Augen geöffnet werden können. (7)

Die „Antwort des Verfassers“ formuliert daraufhin ‚sein‘ Entsetzen: „Um Gottes Willen! [...] was wird die Welt von mir gedenken?“ (8). Weil die *Pietisterey im Fischbein-Rocke* allerdings nicht vorrangig die „Schwärmer[]“, sondern die ‚doctormäßige Frau‘ verspottet, treibt Luise Gottscheds Satirenübersetzung nicht zuletzt ein metapoetisches Spiel.

Der Inhalt des Fünkfaktors ist rasch zusammengefasst: Weil „Herr Glaubeleicht“ auf Geschäftsreise ist und das Szepter seiner „Frau Glaubeleichtin“ übertragen hat, meint diese nun im frauenfreundlichen Pietismus ‚doctormäßig‘ walten zu können – auch was die von ihrer Tochter Luischen ersehnte Hochzeit mit „Herrn Liebmann“ anbetrifft. Indem sich Frau Glaubeleichtin aber vom Pseudo-Pietisten „Herrn Scheinfromm“, der statt einer frommen vor allem eine lukrative Ehe für seinen Vetter „von Muckersdorff“ im Sinn hat, täuschen lässt, wird nicht nur pietistisches Gedankengut, sondern vor allem die sich gelehrt wählende Frau lächerlich gemacht. Die Lächerlichkeit besteht indes vornehmlich in ihrer Überzeugung, als Frau theologische Dispute nachvollziehen und eigenständig druckreife Texte verfassen zu können. Das formal weitgehend im Sinn

---

gerathen und darauf irre zu gehen“ (Louise Gottsched – „mit der Feder in der Hand“. Briefe aus den Jahren 1730–1762. Hg. von Inka Kording. Darmstadt 1999, S. 31).

**902** Vgl. Amédée Vulliod: *La femme docteur. Madame Gottsched et son modèle française Bougeant, ou Jansenisme et Piétisme*. Lyon 1912. Zum intertextuellen Vergleich siehe auch Martens: Nachwort, S. 157–162, sowie Michael Waters: *Frau Gottsched's Die Pietisterey im Fischbein-Rocke*. Original, Adaptation or Translation? In: *Forum for Modern Language Studies* 11.3 (1975), S. 252–267, der letztlich für die Einordnung als „essentially a translation“ votiert (ebd., S. 266). Eine Ausnahme bildet die Figur der ‚Frau Ehrlichin‘, die im französischen Ausgangstext keine Entsprechung findet, vgl. ebd., S. 258.

**903** Vgl. [Gottsched:] *Die Pietisterey*, S. 5–10.

von Johann Gottscheds *Critischer Dichtkunst* arrangierte Stück verkörpert mithin den Typus der frühaufklärerischen Verlachkomödie.<sup>904</sup> Als ‚positive Frauenfiguren‘ angelegt sind zwar die ‚lebenskluge‘ Magd Cathrine, die ‚tugendhafte‘ Tochter Luischen sowie die ‚bodenständige‘ Dialektsprecherin Frau Ehrlichin.<sup>905</sup> Für ‚gelehrte‘ Frauen bleibt jedoch nur Spott.

Dass Frauen in pietistischen Bewegungen tatsächlich bedeutsame Rollen zukamen, ist immer wieder bemerkt worden.<sup>906</sup> Dennoch gerät die Vorstellung der *Pietisterei im Fischbein-Rocke* zeitgenössisch nahezu oxymorisch, wie auch ein Gespräch zu Beginn (I 1) zwischen Cathrine und Luischen verbürgt, in dem Cathrine die Heiratswillige auf etwaige Intrigen ihrer Schwester Dorchchen aufmerksam macht:

JUNGFER LUISCHEN. Was sagst du? Meine Schwester ist so tugendhaft! Sie ist mit lauter Religions-Zänckereyen beschäftigt. Es scheint, daß sie die Welt recht ernstlich hasset. Sie kan sich ja kaum entschliessen einen Fischbein-Rock zu tragen. (I 1, S. 17)

Der vorgeblich ‚tugendhaften‘ Pietistin Dorchchen ist mithin der ‚Fischbein-Rock‘ zu aufreizend. Hier klingt an, dass das Kleidungsstück noch wenige Jahre zuvor als erotische Raffinesse galt, wie etwa die Verse *Auf Der Frauenzimmer Fisch-Bein-Röcke* aus Johann Georg Gressels *Poetischer Fricassée* (1715) andeuten, die 1724 im *Lustigen Moral- und Satirischen Frauenzimmer-Cabinet* abgedruckt wurden.<sup>907</sup>

**904** Vgl. dazu Martens: Nachwort, S. 156f. Zu Johann Christoph Gottscheds poetologischen Überlegungen zur Komödie siehe rezent Stephan Kraft: Das Lustspiel als Ideal ohne Muster. Zur inneren Dynamik des Komödienkapitels in Gottscheds *Critischer Dichtkunst*. In: Johann Christoph Gottscheds *Versuch einer Critischen Dichtkunst* im europäischen Kontext. Hg. von Leonie Süwolto, Hendrik Schlieper. Heidelberg 2020, S. 89–104.

**905** Besonders Cathrine und Frau Ehrlichin sind in der Forschung immer wieder als Präfigurationen ‚starker‘ Frauenfiguren im Drama des 18. Jahrhunderts gelesen worden, vgl. etwa Bozzi: ‚Heroine of Scholarship‘, bes. S. 79f., die argumentiert, dass „Frau Ehrlichin and Cathrine use their intellect, and carry out a critique not readily accessible to the middle-class woman“ (ebd., S. 80), Becker-Cantarino: Geschlechterdiskurse, S. 95–97, die Frau Ehrlichin als „resolute, selbstständige Frauenfigur“ (ebd., S. 97) liest, und Bannasch: Von Menschen und Meerkatzen, S. 267, die Cathrine ein „strategisches Verhalten von politischer Klugheit“ (ebd.) zuspricht.

**906** Vgl. etwa Critchfield: Beyond Luise Gottsched’s *Pietisterei*, bes. S. 112f., sowie S. 116–119, der eine Diskrepanz zwischen der Negativzeichnung bei Luise Gottsched und der tatsächlichen Rolle der Frauen im Pietismus sieht.

**907** [Gressel:] *Poetische Fricassée*, S. 101:

Daß itzt das Frauen-Volck in Fischbein-Röcken gehet/  
Macht/ weil ein angenehmer Wind/  
Wenn sich bey ihnen Hitze findt/  
An ihre Bein und Bauch ein kützelnd Lüfften wehet.

Vgl. außerdem die leicht variierte Version im *Frauenzimmer-Cabinet* 1724, S. 146.

Die Ironie der Komödie besteht folglich darin, dass die ‚Pietisterey‘ im weltlich-verführerischen ‚Fischbein-Rocke‘ auftritt. Innerhalb dieser doppelt verkehrten Welt (des falschen weiblichen Pietismus) ist denn auch weibliche Gelehrsamkeit Pflicht, wie Cathrine der Verlobten zu bedenken gibt: „Allein, meynt sie, daß die Frau Glaubeleichtin sie einem Manne geben werde, ehe sie recht Doctormäßig, und in der Lehre vom wahren innern Christenthume des Hertzens recht befestigt ist?“ (I 1, S. 14f.) Während ‚Frauengelehrsamkeit‘ als Merkmal der ‚lächerlichen‘ Frau Glaubeleichtin fungiert, die eine glühende Arndt-Verehrerin ist,<sup>908</sup> wird im Umkehrschluss die naive „Jungfer Luischen“ vorgeblich zum Spiegel weiblicher Tugend. So jedenfalls legt es der Dialog der beiden Schwestern nahe:

JUNGFER DORCHEN. Mich dünkt, Schwester, daß du nach dem Lesen dieses Buchs eben kein grosses Verlangen trägst.

JUNGFER LUISCHEN. Was soll ich denn lesen? Ich sehe, daß alle die Schrifften immer einerley sagen. Ein erschrecklich Klagen über die Orthodoxen; etliche Sprüche aus der Heil. Schrift, oder aus Doctor Luthern, wohl oder übel angewandt; ein Haufen Geschrey vom verborgenen inneren Funcken, und allerley Geschwätze, was ich nicht verstehe; das ist alles, was ich darinnen finde.

JUNGFER DORCHEN. Was du nicht verstehst. Du must sehr dumm seyn.

JUNGFER LUISCHEN. Das kann wohl seyn. Mein Trost ist aber, daß ich hierinnen vielen andern Personen gleich bin, die man doch eben nicht für so gar dumm hält.

JUNGFER DORCHEN. Ja! Aber sie beschäftigen sich mit lauter Kleinigkeiten.

JUNGFER LUISCHEN. Es ist wahr, sie bemühen sich nur, ihre Haushaltung zu bestellen; ihre Kinder zu erziehen; ihre Bediente zu regieren; und auf diese Art theilen sie ihre Zeit in die Häußlichen und Christlichen Pflichten ein: Ich glaube aber, daß man sie deswegen eben so hoch hält, als diejenigen, welche sich bemühen über Dinge zu vernünffteln, die sie nicht verstehen. (I 3, S. 23f.)

Das doppeldeutige Gespräch über das ‚Verständnis‘ überblendet die angebliche ‚Unverständlichkeit‘ der pietistischen Lehre mit dem angeblichen ‚Unverstand‘ der Frauen. So liegt die Ironie der Szene darin, dass Luise die pietistischen Schriften nicht deswegen nicht versteht, weil sie „dumm“ ist, sondern weil pietistische Schriften, so die satirische Argumentation, *per se* unverständlich seien.

Die autoritative männliche Instanz der Komödie bildet indes der Schwager der Frau Glaubeleichtin, „Herr Wackermann“, der seine Abneigung gegen den Pietismus wiederum mit topischen Argumenten gegen Frauengelehrsamkeit überblendet:

<sup>908</sup> So gehören Johann Arndts (1555–1621) vier *Bücher vom wahren Christentum* zu den Urtexten des Pietismus.

HERR WACKERMANN. Ich will nicht sagen, daß Scheinfromm ein dummer Mensch ist, der nichts weiter als einige heilige Geberden an sich hat. Ich sage nur, daß, seit der Zeit die Frau Schwester ihr Vertrauen auf ihn gesetzt haben, ihr gantzes Haus-Wesen im Verfall geräth. Das Gesinde kriegt keinen Lohn; die Töchter werden nicht versorgt; ihr Haus ist der allgemeine Sammelplatz von den närrischen Schmieralien und Leuten, die nur in der Stadt sind: Und da sie vormahls auf meinen Rath noch etwas gaben, so geben sie sich jetzo kaum die Mühe, mich anzuhören. (I 4, S. 28)

Statt die pietistische Lehre inhaltlich oder Herrn Scheinfromm grundsätzlich zu kritisieren, weist der Schwager Frau Glaubeleichtin auf ihren im Zuge ihrer neuen Geistlichkeit vernachlässigten Haushalt und mithin auf die für ihr Geschlecht vorgesehene häusliche Sphäre hin. So rät er seiner Schwägerin, sich mimetisch an „andere[n] Frauens“ zu orientieren:

HERR WACKERMANN. In Wahrheit, Frau Schwester! Sie haben vor ihrer Aufführung schlechte Ehre in der Welt. Sie thäten viel besser, wenn sies wie andere Frauens machten, die sie kennen; welche, ohngeacht sie sehr klug sind, sich dennoch eine Ehre daraus machen, von den Religions-Streitigkeiten nichts zu wissen. Wozu Hencker stecken sie denn immer mit allerley Weibern und Pietisten zusammen, mit welchen sie die Theologischen Facultäten, die Schrifften der Wittenberger und Rostocker, und sonst hundert andere Dinge, davon sie nichts verstehen, verachten oder loben? Was würde doch die Welt sagen, wenn sie sich eben so in die Juristerey mischen wollten, als in die Theologie? Würde man sie nicht auslachen?

FRAU GLAUBELEICHTIN. Sie müssen uns für sehr dumm halten.

HERR WACKERMANN. Für dumm? Nein! Sie wissen alles, was sie wissen sollen: nehen, stricken, sticken, und viele andere Sachen, die ihrem Geschlechte zukommen. Sie haben auch Verstand; und ich glaube, daß sie mehr haben, als viele andere Frauen, ja, als viele Männer: Aber von der Theologie wissen sie nichts. (I 6, S. 34)

Obwohl Herr Wackermann der Schwägerin zwar durchaus „Verstand“ zubilligt, solle sie diesen in jenen Gebieten einsetzen, die traditionell für Frauen vorgesehen seien: „nehen, stricken, sticken“. Die Argumentation Wackermanns knüpft zwar insofern an die philogyne Traditionslinie Agrippas von Nettesheim an, als er den weiblichen ‚Verstand‘ vorgeblich rühmt. Da seine ‚zwar-aber‘-Volte Männern und Frauen als grundsätzlich verstandesmäßig gleichwertigen Geschöpfen allerdings unterschiedliche Sphären zuweist, zeigt sich eine für die Aufklärung paradigmatische neue misogynie Haltung, die den vormodernen ‚Geschlechterkampf‘ nur scheinbar hinter sich gelassen hat. Frau Glaubeleichtin, die ihrem sprechenden Namen auch deshalb entspricht, da sie meint, als Frau im männlichen Diskurs mitsprechen zu können, stellt die kategorialen Verweise ihres Schwagers allerdings in Frage:

FRAU GLAUBELEICHTIN. Und warum nicht? Vielleicht weil ich nicht in Rostock studiret habe? Gibt denn der schwartze Priester-Rock und Mantel diese Gelehrsamkeit? Muß man denn so gar gelehrt seyn, um die Geheimnisse und Grund-Sätze der Religion zu wissen?

Und die Sätze von dem innern Funcken, von der Versenkung der Seelen in GOTT, von der Unmöglichkeit, daß ein Wiedergebohrner sündigen könne, einzusehen? Ach, Herr Bruder! Wer die Bücher von unsern Herren gelesen hat, der versteht von der Theologie viel mehr, als sie denken. Fragen sie nur Cathrinen. (I 6, S. 34f.)

Die intendierte Lächerlichkeit der Frau Glaubeleichtin offenbart ihre vermeintlich naive Überzeugung, auch Frauen könnten „Gelehrsamkeit“ aus bedächtiger Lektüre extrahieren, sowie ihre Annahme, die Magd Cathrine könne in dieser Frage als gewichtige Autorität fungieren.<sup>909</sup> Sodenn manifestiert sich die scheinbar inhärente ‚Bösartigkeit‘ der Frau als Normenüberschreiterin auch in ihrer Ansprache an Luischen:

FRAU GLAUBELEICHTIN. Ach! ich verstehe dich nur gar zu wohl, du Raben-Aas! [...] Hast du wohl schon das geringste in dem Buche gelesen, was ich dir gab?

[...]

FRAU GLAUBELEICHTIN. Was du daraus lernst? Du dummes Thier!

[...]

JUNGFER LUISCHEN. Behüte mich GOTT dafür, Mama. Ich verehere alles das, als heilige Sachen; aber ich sehe nicht, was ich mich drein zu mischen habe; und ob überhaupt ein Frauenzimmer – – – –. (I 6, S. 30–32)

Indem Frau Glaubeleichtin sich durch ihre grobe Wortwahl als scheinheilig entlarvt, stellt Luischens Schlussfolgerung nicht etwa die pietistischen Ansichten, sondern erneut ausschließlich die Legitimität weiblicher Beschäftigung mit theologischen Themen in Frage.

In diesem Zusammenhang aufschlussreich ist auch die Darstellung des weiblichen Gesprächskreises, in welchem Frau Glaubeleichtin, Frau Zänckenheimin und Frau Seuffzerin als theologische Trias über das Thema der „Wiedergeburt“ disputieren und mithin „diesen Herren zeigen [wollen], daß wir klüger sind, als sie“.<sup>910</sup> Durch sprachliche Männer-Mimesis versuchen sie, Jacob Böhmes mystisch-theosophische Vorstellungen nachzuahmen und streiten um die Bedeutung des „süsse[n] Quell-Wasser des Hertzens“ (IV 1, S. 86). Ihre drei konfligierenden Definitionen werden folglich auch Herrn Scheinfromm vorgetragen, der aller-

<sup>909</sup> Mit ihrer Antwort („Ja, gewiß! Ich habe zwar nicht so viel Verstand, als Frau Glaubeleichtin, daß ich die Theologie so gut fassen könnte; aber so viel getraue ich mir doch zu, daß ich ein Advocat beym Hof-Gerichte seyn könnte“ [(Gottsched:) Die Pietisterey, I 6, S. 35]) zeigt sich Cathrine insofern als ambivalente Figur in der Verlachkomödie, als diese sowohl weiblichen Hochmut oder auch ferventen Geschlechterkampf alludieren kann. Gleichzeitig passt wenig ins Bild, dass Cathrine hier als ‚Verbündete‘ der ‚Lächerlichen‘ auftritt – sofern die Äußerung nicht als vollständig ironisch zu deuten ist.

<sup>910</sup> Vgl. ebd., IV 1, hier S. 85.

dings angesichts des Publikationsvorhabens der Frauen auf männliche Autoritäten verweist: „Wie? Und wollen Glaubens-Artickel machen, ohne die Einwilligung unserer Herrn zu haben. Ich bin ihr Diener: Damit habe ich nichts zu thun“ (IV 2, S. 97). So zeigt auch der vorgebliche Pietist Scheinfromm eine misogynne Haltung, die ihn mit Herrn Wackermann verbindet, welcher erneut die ‚Schicklichkeit‘ gelehrter Frauen in Frage stellt: „Aber glauben sie denn, daß es sich vor sie schickt, von solchen Dingen zu reden?“ (IV 7, S. 113).

Die *Pietisterey im Fischbein-Rocke* überblendet die Frauen- mit der Pietistensatire, indem misogynne Topoi und Argumentationsstrukturen herangezogen werden, um vorgeblich die pietistische Strömung zu kritisieren. Statt theologisch zu argumentieren, wird allerdings konsequent die Inadäquatheit weiblicher Gelehrsamkeit hervorgegestellt. Das schiefe Bild der ‚lustfeindlichen‘ *Pietisterey*, die einen modisch-aufreizenden *Fischbein-Rock* überzieht, verweist so auf eine dem Stück inhärente Schieflage. Dennoch wurde die Satire in einer Rezension, die 1736 in den *Niedersächsischen Nachrichten von gelehrten neuen Sachen* erschien, positiv als satirische „Comödie gegen die Pietisten“ aufgenommen.<sup>911</sup> Dass womöglich Johann Christoph Gottsched – ein langjähriger Förderer auch der Dichterin Christiana Mariana von Ziegler (1695–1760), die 1733 als erste Frau im Alten Reich von einer Universität zur Dichterin gekrönt worden war<sup>912</sup> – die Besprechung unter dem Pseudonym „Martin Theilrecht“ lanciert hatte, vermutet auch Nicola Kaminski.<sup>913</sup> Die Apologie der Satire („Wer aus eingebildeten Vorurtheil weder Satyre noch Comödie vertragen kan, der muß solche Sachen weder lesen noch tadeln, weil er sie nicht versteht.“<sup>914</sup>) erwähnt das in der Komödie prominente Thema der weiblichen Unverständnis mit keinem Wort. Dass die Deutung als ‚Pietistenkritik‘ Anklang fand, zeigt nicht zuletzt das eingeschlagene Fenster im Haus des Hamburger Pastors Erdmann Neumeister (1671–1756), der zeitweilig als Verfasser gehandelt wurde.<sup>915</sup> Nun ist es unredlich, aus nicht Vorhandenem auf heimlich Gemeintes zu schließen. Ob Luise Gottsched durch ihre übersetzte Frauensatire ihrem Mann kontrastiv die Gelehrsamkeit beweisen wollte oder sich als Ausnahme eines grundsätzlich ungelehrten Weiblichkeitsideals sah, ob sie

**911** Siehe Martin Theilrecht: [Rez. zur *Pietisterey im Fischbein-Rocke*]. In: *Niedersächsische Nachrichten von gelehrten neuen Sachen* 82 (1736), S. 691–694, hier S. 693. Ein Faksimile-Nachdruck findet sich in Kaminski: *Gottsched/in oder Umwege weiblicher Autorschaft*, S. 124–127.

**912** Vgl. dazu Sabine Koloch: *Anerkennung im Zeichen der Aufklärung. Zur Entstehung der Medaille auf die poetische Krönung von Christiana Mariana von Ziegler*, angeboten von den Medailleuren Vestner in ihrem Nürnberger Verlag. In: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 42 (2015), S. 199–220.

**913** Vgl. Kaminski: *Gottsched/in oder Umwege weiblicher Autorschaft*, S. 103, Anm. 50.

**914** Theilrecht: [Rez. zur *Pietisterey*], S. 692.

**915** Vgl. Martens: *Nachwort*, S. 155.

tatsächlich eine metapoetische Kritik der Frauensatire liefern wollte oder ob sie die satirische Übersetzung als devoten Treuebeweis anfertigte, muss daher offenbleiben. Indem die gelehrte Luise Gottsched einen französischen Ausgangstext über die lächerliche *Femme docteur* ins Deutsche übersetzte, führte die Komödie zumindest performativ die darin vorgebrachten misogynen Argumentationsstrukturen faktisch *ad absurdum* und machte sie gleichzeitig salonfähig. So steht mit der *Pietisterey im Fischbein-Rocke* ein in Bezug auf Genderrollen zumindest ambivalenter Text am Beginn der Aufklärungsliteratur, in dem die Spuren frühneuzeitlicher Frauensatiren noch merklich zu erkennen sind.